

NR. 557—560

JANUAR 1921

XXII. JAHR

---

# DIE FACKEL

HERAUSGEBER

## KARL KRAUS

INHALT:

Die Gesellschaft der Feinde / Zeitgenossen / Der Lächler /  
Inschriften / Notizen und Glossen / Miserere / Hans Müller im  
Frieden / Weihnachtsgeschenke / Ein christlicher Dreh

**NACHDRUCK VERBOTEN**

Preis dieses Heftes:

**K 16.— / čsl. K 7.— / Mk. 6.—**

An der außerordentlichen, durch die Verteuerung des  
Materials bewirkten Preiserhöhung und an dem  
Zuschlag, den die Buchhandlungen und viele andere  
Verschleißstellen einheben, ist der Verlag nicht beteiligt.

VERLAG 'DIE FACKEL', WIEN

III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 :: TELEPHON Nr. 187

---

ERSCHEINT MINDESTENS VIERMAL IM JAHRE.



# DIE FACKEL

Nr. 557—560

JANUAR 1921

XXII. JAHR

## Die Gesellschaft der Feinde

Gesprochen am 8. Dezember

In einem Dankschreiben der »Gesellschaft der Freunde« heißt es:

Auf Ihre Ausführungen betreffend den von mir gewählten Ausdruck »Fackelkraus« müssen Sie es mir mit Recht als Ausländerin zugutehalten, daß ich annahm, daß Sie denselben einer sympathischen Popularität verdanken. Die Tatsache ist, daß hiesige Studenten, die Sie anbeten, mir gegenüber diesen Ausdruck gebraucht haben. Da Sie mich aber dahin aufklären, daß dies eine verachtende und verächtliche Gesinnung beinhaltet, bedaure ich es lebhaft diesen Ausdruck gebraucht zu haben.

Aus dieser liebenswürdigen Aufklärung geht hervor, daß Studenten und zwar solche die mich anbeten, diese Betätigung und diese Empfindung mit einem Usus vereinigen können, der nicht nur das Merkmal der niedrigsten Kommerzkultur ist, sondern von dem sie auch wissen müssen, daß ich ihn seit jeher als solches auffasse und brandmarke, da ja doch schließlich anzunehmen ist, daß die Anbeter der Fackel auch deren Leser sind. Anstatt daß nun Studenten, die mich anbeten, einem Maul, das den Ausdruck »Fackelkraus« gebraucht, die zugehörige Schelle versetzen, sprechen sie ihn nach und bringen ihn noch ahnungslosen Ausländern bei. Ich habe immer gewußt, was ich von den Anbetern zu halten habe. In der Fähigkeit, den Ausdruck »Fackelkraus« zu gebrauchen, berühren sie sich mit jener Wiener Gesellschaft, gegen die ich die so ganz anders geartete »Gesellschaft der Freunde« zu einem entscheidenden Schritt ermuntert habe. In jenem an mich gerichteten Dankschreiben wird nun bedauert, »von dem humorvollen gütigen Vorschlag« — mit dem's mir aber ganz ernst war — »alle nicht an der Sammelwoche Beteiligten zu publizieren, nicht Gebrauch machen zu können«. Das ist begreiflich; weil sich ja nunmehr herausstellt, daß der Lehmann (I. und II. Teil) abgedruckt werden müßte, mindestens aber, da ja doch die ärmeren Leute in Wien Spenden geleistet haben, das Telephonbuch. Diese ruchlose Stadt erlebt aber und erträgt nun die äußerste Schmach und spürt selbst die nicht: daß das Mitleid jener Ausländer stärker ist als ihre Verachtung und daß sie nicht müde werden, ihre Landsleute, und selbst die ärmsten, zur Rettung der tuberkulösen Kinder Wiens aufzurufen. Die Hilfsbereitschaft dieser unwahrscheinlichen Stadt, die für die Zwecke der Menschentötung ihre Scherflein beigetragen und ihr goldenes Herz ganz in Eisen verwandelt hat, soll 800.000 Kronen ergeben haben <sup>1</sup>. Man spricht jetzt viel von den »neuen Reichen«, im Gegensatz zu den »alten Reichen«. Gemeinsam dürften beide das haben, was sie

1 Nach neuerer Schätzung: vier bis fünf Millionen, — zu wenig als Hilfe, genug für die Schmach.

nicht geben. Der Unterschied, zwischen beiden dürfte darin bestehen, daß die neuen Reichen ein Gesindel sind, während die alten Reichen eine Bagage waren. Beiden zur Ehre kann aber gesagt werden, daß sie an dem schmachlichen Resultat von 800.000 Kronen unbeteiligt sind. Denn wenn *sie* was hergegeben hätten, hätt's mehr ausgemacht! Trotzdem: wenn dies Fazit die Nationalversammlung nicht dazu bewegen sollte, ein Gesetz zur Auspeitschung der Reichen Wiens zu beschließen — wobei die »alten Reichen« noch die besondere Demütigung erleiden müßten, mit den »neuen Reichen« zu einer und derselben Zeit ausgepeitscht zu werden, so daß Verwechslungen unvermeidlich wären —, wenn wir's nicht so weit bringen: so wird sich hoffentlich das Ausland dazu entschließen, dieser Stadt, die den Schrecken der Äroplane nie erlebt hat, respektive ihren eleganteren Straßenzügen aus den Lüften in irgend einer Form ihre moralische Geringschätzung zu bezeigen. Zu näheren Auskünften bin ich gerne erbötig. Denn wenn es für unsere Wohltäter schon zu genant und für mich wohl auch zu kostspielig sein mag, eine Liste aller Menschen in Wien, die nichts für die tuberkulösen Kinder tun wollen, in Druck zu legen, so ginge es doch in einem Aufwaschen, wenn die Menschheit sich zu einer symbolischen Handlung entschließen wollte, indem sie dem reichen Wien zeigte, daß ihr Auswurf dorthin gehört, wo der Auswurf der Menschheit ist. Wie man mit einer großartigen Zeremonie vor dem Leichnam eines der Millionen unbekanntes Soldaten die Trauer der Welt bekundet hat, so könnte ich mir dieselbe hohe Gesinnung, und nicht minder feierlich, entschlossen denken, über irgendeinem Treffpunkt der Wiener Hyänen, sagen wir über dem weithin durch die Letzte Nacht erstrahlenden Schwarzenberg—Kasino, mit einer eindrucksvollen Gebärde die Verachtung der Welt zu bekunden. Ich will aber noch immer nicht glauben, daß es solcher Mittel bedarf, um das Selbstverständliche einer deliranten Menschheit zur Vorstellung zu bringen, deren Grundlage des Denkens nicht mehr Raum und Zeit bilden, sondern eben um ihrer unbestrittenen Relativität willen ausschließlich die Valuta. Ich will noch immer nicht glauben, daß der Bann der Unwirklichkeit, in die wir mit täglich hoffnungsloserem Entsetzen seit dem Ablauf jenes Heldenzeitalters gesperrt sind, nicht auch von einer einheimischen Regierung gebrochen werden könnte, noch ehe es im Zwang dieser Ratlosigkeit eine Räteregierung wäre. Ich will noch immer nicht glauben, daß wir der Gesellschaft der Feinde, in deren moralischem Gestank wir atmen und die Schönheit dieser Stadt verwelken sehen müssen; wehrlos ausgeliefert bleiben. Daß der ehrliche Name eines Polizeipräsidenten sich dauernd zur Passivform von »Schieber« machen läßt. Und daß einem sittlichen Willen nicht plötzlich doch die Kraft zuwachsen wird, diesem Letzten Nachtgeschäft der Totentanzbars ein Ende zu machen, uns aus der Hölle dieser Kontraste zu befreien und wenn schon nicht vom Tod zu erlösen, so doch von dem Grauen des überlebenden Amüsiergesichts, von dem Spott dieser an die Plakatwand gemalten Teufel und von dem ganzen Spuk dieses mörderischen und betrügerischen Animus und dieser schuftigen Gemütlichkeit mit der Devise: Leben und sterben lassen!

# Zeitgenossen

## BAUERNHOCHZEIT

Da war am Dienstag den 23 November eine große Hochzeit eines Bauern zwischen Köstendorf und Straßwalchen. Sie wurde beim 'Schwarzen Sandtnerwirt' in Köstendorf gefeiert. Damit auch die Ferdlwirt in Steindorf etwas davon habe, wurde zu ihm hin die Braut gestohlen. Beim Ferdlwirt allein wurden 240 Liter Wein gesoffen und zum allgemeinen Abortgang ließen sich die Burschen von der Musik stets hinausbegleiten auf die Straße, wo sie sich in Reih und Glied aufstellten. Donnerstag den 25. November war in Köstendorf beim christlichsoziale Sandtnerwirt eine noch viel größere Hochzeit. Da waren sie von weit her zusammengekommen und soffen und tanzten bis um 7 Uhr früh des anderen Tages. Auch hier spielte Musik zum allgemeinen Abortgang. Der Wein wurde übrigens nur zum Teil getrunken, zum anderen Teil wurde er absichtlich verschüttet. Am Freitag um 3 Uhr früh mußte der Sandtnerwirt noch ein Kalb abstechen, weil die christkatholischen Bauern' noch einen Braten wollten. Und weil manche nicht mehr fähig waren, den Braten zu zerschneiden, so packten sie die Stücke mit den Händen und bissen herunter. Die Kellnerin sagt, sie habe bei dieser Hochzeit kein anderes Geld gesehen als Hunderter und Tausender. Und nicht nur die jungen Bauern zogen am Narrenseil, sondern auch die alten. Der Großbauer von Seekirchen legte sieben Hunderter hin, damit für ihn ein Extratanz gespielt würde, und als man zum Zug ging am Freitag früh, gab er noch acht Hunderter her, damit die Musik alle zum Bahnhof begleite. Ein letzter musikalischer Abortgang, dann gings mit lustigem Spiel und schweren Räuschen zum Bahnhof, wo noch allerlei grauslicher Ulk verübt wurde, während die Missionare in Straßwalchen predigten — es war nämlich dort durch acht Tage Mission — und nachdem sie drei Wochen zuvor in Köstendorf eine Woche lang gepredigt hatten. An beiden Orten soll die Kirche stets zum Erdrücken voll gewesen sein.

\*

## DAS EINKOMMEN

Eine am ganzen Körper zitternde, fast zum Skelett abgemagerte Frau, die zum Stehen zu schwach ist, war Dienstag vor dem Bezirksgericht Josefstadt wegen Diebstahls von zwei Bettdecken angeklagt. Die Angeklagte, die mit so schwacher Stimme sprach, daß man sie nur in unmittelbarer Nähe verstehen konnte, gab an, sie habe kein anderes Einkommen als eine Pfründe von monatlich 24 Kronen. Da dieser Betrag nicht für einen Tag ausreiche, seien ihr nur zwei Möglichkeiten geblieben: zu betteln oder zu stehlen. Gebettelt habe sie so lange, bis man sie wegen Betteln zu einem Monat Arrest verurteilte. Darum sei ihr nur der zweite Weg übriggeblieben. Bezirksrichter Dr. Bleyer sprach die Angeklagte frei, da sie, weil man mit monatlich 24 Kronen nicht leben könne, unter

unwiderstehlichem Zwange gehandelt habe. Auf die Bemerkung des Richters, daß der Freispruch sie nicht zur Fortsetzung des Diebstahls berechtigt, erwiderte die Angeklagte: »Ich mach's so nicht mehr lang! Wer weiß, ob ich noch lebendig nach Haus komm'.«

\*

### WEIHNACHTSSTIMMUNG IN DER CITY—BAR

In der altwienerisch angehauchten Liliengasse gibt es in diesen dahinjagenden Tagen einen heimlichen Treffpunkt: die City—Bar. Sie ist längst der Liebling jener wirklich guten Wiener Gesellschaft geworden, die an den langen, dunklen Nachmittagen, abseits vom lauten Weihnachtstreiben, wohldurchwärmte, weich hinfließende Teestunden liebt. Die mondäne Damenwelt ist da, flüstert und nascht und lauscht dem Spiel des Pianisten Urban, das in den traulich—vornehmen Räumen wie sordiniert klingt. Das Bild wechselt, die Zeit der Weihnachtseinkäufe ist verflogen und die elegante Herrenwelt erobert diese Bar, in der auch der Fremde von echter, soignierter Distinktion die Stimmen und Stimmungen der großen Welt findet. Immer ist es aber *die* City—Bar, die den Feinschmeckern und Wissenden durch kein ähnliches Milieu ersetzt werden kann. Sie hat sozusagen Weihnachtstoilette angelegt, voll Erwartung und Laune, und bleibt stets das, was sie seit ihrem Bestehen ist: Ein apartes Wiener Eckchen. Oder noch einfacher: *Die* City—Bar!

\*

### NAHRUNG VOM MISTBAUER

Heute kam der Mistbauer. Die Misttrückerln wurden schon zeitlich morgens vor die Tore gestellt. Das scheinen nicht nur Menschen, sondern auch die Hunde zu wissen. Ich beobachtete heute eine solche Versammlung. Zuerst kam ein kleines Hunderl. Ein Knochen war sein Fund. Dann erschien eine alte Frau mit einem Sack. Er war bald mit Papierabfällen, Fetzen und Koksstücken gefüllt. Nun beschnupperten zwei große Hunde die Kisten von allen Seiten. Da sie nichts für sie Passendes fanden, besprengten sie den Inhalt mit ihrem Wasser. Jetzt schleppte sich ein Lahmer mühsam daher. Mit seiner Krücke durchwühlte er die Kisten. Da kamen einige Stückchen in den Sack. Und hie und da eines in den Mund.

---

## Der Lächler

... und wenn alles in Ordnung, leg' ich mich wieder auf den Rücken, wärme mich an der  
Verwesung und lächle.  
Frank Wedekind, Frühlings—Erwachen.

Einer der gewandtesten Stammler der deutschen Zunge und zudem einer der unbefangenen, ist der Herr Kasimir Edschmid. Daß die Frankfurter Zeitung so etwas, das es schon in der eigenen Produktion bunt genug treibt, seit Jahr und Tag auf das deutsche Geistesleben oder wie man den Betrieb nennen mag losläßt, ist »mit« eine der stärksten Tatsachen, die diesen als das unsaubere Geschäft charakterisieren, welches er ist. Der Herr Kasimir Edschmid, der ein Deutsch schreibt, das in Frankfurt eine viel ärgere Beschämung empfunden werden müßte als die Besetzung des Goethehauses durch schwarze Truppen und dessen Stil hinreichend alle Übergriffe des französischen Militarismus gegenüber einer Einwohnerschaft, die sich so etwas gefallen läßt, erklären, wenn nicht rechtfertigen könnte, hat die Gewohnheit, genau ebenso hoch von oben herab über Autoren zu urteilen als er tief unter deren letztem steht und regelmäßig mit jenem neudeutschen Spuckstil, in dessen Besitz sich der deutsche Fußwohlreisende für einen Globetrotter hält, der empfänglichen Intelligenz ein »Doll!« abzurufen. Denn wenn der Herr Kasimir Edschmid, seit dem Hans Heinz Ewers mit einer der größten Kenner von allem Diesseitigen und allem Jenseitigen und allem was in der Mitte liegt, das Entzücken der Damen, so ein Dämoniker und Mondäniker in einem — wenn der so urteilt, so muß es nicht nur interessant, sondern geradezu wahr sein. Und so ist es denn möglich, daß ein Mensch, der zur Satire keine andere Beziehung als die des geborenen Objektes hat, sich herausnimmt, zu diesem geistigen Problem und über die Autoren, die er für Satiriker hält oder nicht hält, seinen ästhetischen Senf herzugeben. Aber ich leihe mir denselben, auf die Gefahr hin, daß der Herr Kasimir Edschmid auch mich für einen Satiriker halten könnte, ganz in der bescheidenen Weise aus, mit der man im Edschmid'schen Kulturkreise die Allüren der guten Gesellschaft markiert: »Ach möchten Sie bitte den Mostrich gestatten?« Er schmeckt wie folgt:

*Die sehr heftig bewegte Zeitlichkeit hat keinen eigentlich satirischen Stil. Sie hat auch keine satirischen Schriftsteller. Bei Heinrich Mann ist zuviel Haß. Ludwig Thoma, der jetzt mit den Pastoren kegelt und als kurzbehoster Wehrmann mit dem Stutzen neben Kahr und Epp und Escherich die Fahnenweihe der Einwohnerwehr mitmacht, hat in besserer Zeit wohl eine nicht ungeschickte, aber doch bajuwarisch—provinzielle *Attacke* gegen den Klerus *aufgemacht*. Sternheims *Kavalkaden* sind auch noch zu verbissen, er nimmt das Ganze noch viel zu ernst und ist zu sehr von sich selbst überzeugt.*

Man erkenne die Klaue des Kommiss. Attacken werden »aufgemacht«, dagegen sind Kavalkaden, also prächtige Aufzüge zu Pferde, »verbissen«. Ich bin von Herrn Sternheim wahrhaftig nicht so sehr überzeugt wie er selbst und stelle mir vor, daß ihm noch wichtiger als »das Ganze« das Ausmaß der Annoncen ist, die über seine Bücher erscheinen. Aber eine solche Frechheit von einem, von dem niemand außer ihm selbst überzeugt ist, müßte er sich doch nicht gefallen lassen.

Essig hat im »Taifun« Ansätze zu einem immerhin bemerkenswerten trockenen Sachlichkeitston, das ist *schon ganz viel*<sup>1</sup>, denn das

1 Von hier also hat die heutige Journaille diese saudämliche Redewendung! Interessant!

Buch atmet *schon* unbefangener und freier. Gottfried Benn hat im »Modernen Ich« eine *wundervolle, aber viel zu barocke* Satire des vergangenen Jahrhunderts *geleistet*. Das *souveränste wohl* an Satire hat Rudolf Borchardt in seinem Pamphlet gegen den George-Kreis geschrieben, *aber das ist eine Literatenangelegenheit*.

Dann wird sie wohl oder schon nicht so souverän gewesen sein. Aber wie man sieht, hat ja Deutschland Satiriker zum Feuilletonistenfüttern, denn wenn Herr Edschmid ihnen auch die satirischen Gaben abspricht, so muß er sie ihnen doch einräumen, und das ist schon ganz viel. Und sogar auf die Art tut ers:

Alfred Kerr, der *kein* Satiriker ist, hat *allein* den hellen satirischen Ton.

Nun, daß Herr Kerr kein Satiriker ist, hat er wirklich an mir besser bewiesen, als ich an ihm, wiewohl mir der helle satirische Ton gerade bei dieser Gelegenheit nicht abgesprochen werden konnte. Aber dafür hat er sich im Weltkrieg vor dem »Lügendrey« satirisch bewährt und auch mit der Prophezeiung, daß die Rumänen »futschul«, sein werden. Das ist schon ganz viel. Jedemoch:

Man ist in Deutschland *im Augenblick* zu gehemmt, man hat nicht die Überlegenheit und *ganz besonders überhaupt* keine Distanz. Vor allen *Dingen* packt man die *Sachen* zu schwer und zu fanatisch an, *tatsächlich* ist es das *Lächeln*, was fehlt. Man kann keine Satire *machen* ohne die graziöse Skepsis, die Anatole Frances Spitzbart so heiter macht. Das *gibt erst die richtige Ewigkeitseinstellung*. Dazu bedarf es *auch einer inneren weltmännischen Gebärde*, die das Kleine nicht *allzu beachtet* und das Große *am Ende* auch nicht gerade *als Amokläufer oder als Düpe hinnimmt*, sondern als das *Vergängliche, das es ist*. Hutten und Lessing und Jean Paul und Heine hatten *das all*. *Der Sinn für das Pamphlet ist verloren gegangen*. In der Broschürenliteratur der Anonymen aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts steckt noch eine Unmenge Beweglichkeit und geistige Anmut.

Wiewohl ich den Spitzbart Anatole Frances nicht habe, fehlt mir das Lächeln keineswegs, ganz besonders überhaupt wenn ich Edschmid lese. Aber dabei hats keineswegs sein Bewenden, man kommt in Rage und so gern man sich von ihm die innere, weltmännische Gebärde oder auch nur die richtig gehende Ewigkeitseinstellung beibringen ließe, er reißt einen fort. Aber warum soll man das Kleine nicht »allzu beachten«? Weil es das Kleine so am liebsten hätte und indem es »allzu« mit einem Verbum verbindet und sonstige Allotria treibt, ungestört das Sprachgefühl deutscher Leser allzu versauen möchte? Und den haar- und bartsträubenden Blödsinn, daß der rechte Satiriker, nein dessen weltmännische Gebärde »das Große am Ende auch nicht gerade als Amokläufer oder als Düpe hinnimmt«, diesen frechen Humbug, so zu tun, als ob die völlig sinnlose Kuppelung zweier gebildeter Ausdrücke einen Gedanken ergäbe, darf man auch nicht beachten, weil das der Herr Edschmid und seinesgleichen kleinlich finden könnten? Wie, man soll »vor allen Dingen die Sachen tatsächlich« nicht zu fanatisch anpacken, weil die Sprache dem Deutschen jene Wurst ist, die ihm schon vor dieser ausgegangen ist? Man soll nur ein Lächeln haben für eine verbrecherische Geistigkeit, die alles weitere Unheil erklärt, und den Weltmann spielen vor der Pest? »Hutten und Lessing und Jean Paul und Heine hatten *das all*.« Es ist ja gar nicht wahr, daß sie das all hatten, wenngleich es gewiß wahr ist, daß sie sich über den Edschmid krank gelächelt hätten. Die Lessingsche Polemik ist kein glückliches Beispiel für die



Überwindung der Materie durch den Humor. Daß es ihm gelungen wäre, an und über seinen Objekten zu jener polemischen Größe aufzuwachsen, die nicht mehr am Anlaß meßbar ist, wird wohl eine literarhistorische Fabel sein und das Mißverhältnis ist so vielberufen, daß man glauben könnte, der geringfügige Stoff habe mehr das Werk gefördert als das Werk den Stoff. Herr Edschmid wird sich überzeugen, daß er, der heute ungenießbar ist, nach hundert Jahren in meiner Zubereitung mindestens so schmackhaft sein wird wie irgend ein Pastor Goeze <sup>1</sup>. Jean Paul war ganz besonders überhaupt kein satirischer Polemiker, Heine ein Feuilletonist, und Hutten in diesem Zusammenhang zu nennen, unternimmt ein Schmock doch nur, weil jener es bekanntlich gewagt hat. Daß der Edschmid vergänglich ist, weiß ich nur zu gut. Aber auch noch an seinem Beispiel läßt sich die gewiß eines satirischen Polemikers würdige Anschauung vertreten, daß es eine Lust ist, im heutigen Deutschland der Macher und Aufmacher zu leben. Es würde schon genügen, und es wäre schon ganz viel, auf die schlichte Wendung »das all« zu verweisen, auf diesen Einfall einer genialen Impotenz, die im Handumdrehn mit einer syntaktischen Verrenkung ihren Mann stellt, um recht im Gegensatz zu der Meinung, daß heute keine Satiren geschrieben werden können, die Schwierigkeit, keine zu schreiben, evident zu machen. Und eine solche wird vollkommen, wenn man erwägt, daß so ein Zauberlehrling der Sprache sich für sein Vermessen auf einen älteren Frankfurter Schriftsteller berufen könnte, dessen Wort' und Werke er gemerkt hat, um mit Geistesschwäche Wunder auch zu tun. Aber ein Besen, den Goethe hat, steht nicht auf zwei Beinen, wenn Edschmid will, hat oben keinen Kopf und, ausgeborgt, wird er »am Ende« nicht das, was er gewesen. Denn »das all« — ich habe gleich gewittert, daß es keine Eingebung, sondern eine Enteignung sei und bin ihr nachgegangen — kann am Ende einer nüchternen Aussage ganz besonders überhaupt nicht stehn. Es ist eine seltene Fügung, die in der »Stella« in einem durchaus pathetischen Zusammenhang wie folgt vorkommt:

... Und dann daneben seine Ritter, mit stolzer Ehre von ihren Rosen sich auf den vaterländischen Boden schwingend; seine Knechte abladend die Beute, sie zu ihren Füßen legend; und sie schon in ihrem Sinn *das all'* in ihren Schranken aufbewahrend, schon ihr Schloß mit auszierend, ihre Freunde mit beschenkend — Edles teures Weib, der größte Schatz ist noch zurück! — Wer ist's, die dort verschleiert mit dem Gefolge naht? Sanft steigt sie vom Pferde — — »Hier!« — rief der Graf, sie bei der Hand fassend, sie seiner Frau entgegenführend, — »Hier! sieh *das alles* — und sie! ... «

Selbst hier, wo es fast schon das »All« selbst ist, wird es noch von einem Apostroph gehalten (um, abklingend, wieder ein »alles« zu sein), während der Herr Edschmid die Beute, die sich sofort ins Nichts verwandelt, einfach hinfallen läßt. Er glaubt eine Fügung, die bei Goethe vorkommt, syntaktisch gerechtfertigt und versteht nicht, daß sie erst zum stilistischen Problem wird. Da hat einer einen Satz geschrieben und das Wort vergessen, »ach das Wort, worauf am Ende er das wird, was er gewesen«.

Der Herr Edschmid hats nötig, sich darüber zu beklagen, daß der Sinn für das Pamphlet verlorengegangen ist, und den Teufel an die Wand zu malen, anstatt dem deutschen Gott, der Etablissements wie das seinige ermöglicht, auf den Knien zu danken! Der Leser, der ihm so weit gefolgt ist, wird fragen, ob er denn noch nichts von mir gehört habe, und wie der Leser schon ist, meine Abneigung gegen diesen Edschmid auf das Motiv gekränkter Eitelkeit zurückführen. Aber der Leser wird gleich erfahren, daß der Herr Edschmid von

1 Näheres auf [http://www.welcker-online.de/Links/link\\_924.html/](http://www.welcker-online.de/Links/link_924.html/) dort 2. Teil Kapitel 57

mir was gehört hat, und nun spitze er auf den Zusammenhang, in den mich die Frankfurter Zeitung einstellen läßt, und merke, wie meine Eitelkeit durch Beachtung gekränkt ward:

*Man ist sehr verarmt heute und weiß sich nur noch Schiebung mit Schokolade und Autos oder literarischen Diebstahl an Klassikern vorzuwerfen, und selbst der konsequente Kampf von Karl Kraus ist letzten Endes doch in den Wiener Vorstädten bereits zu Ende. Die Satiriker, die näher bei Epikur wie bei Mars stehen sollten, sind Militaristen geworden und tragen keinen Humor im Antlitz, sondern, spitz abgebogene Schnurrbärte und scharfe Säuren im Mund. Man muß die Dinge doch nicht nur immer bespeien, sondern entweder mit der Tat oder mit dem Achselzucken überwinden. Da die literarischen Führer in der Regel keine Athleten sind und auch in den Waden und Nerven nicht sehr überlegen, müßten sie doch wohl zu der Waffe jenes Lächelns sich durchschlagen, mit dem letzten Endes alles überwindbar ist.*

Man achte auf den geradezu exemplarischen Schwindel. Ich habe unter den zehntausend satirisch—polemischen Seiten, die von mir sind, zwanzig und nicht die schlechtesten, tatsächlich an den Nachweis gewendet, daß einer, der keine Gedichte schreiben kann und deshalb von den Schmierliteraten als Dichter ausgerufen wird, imstande war, einen klassischen Essay abzuschreiben. Daraus schmiedet Edschmid die Anspielung, daß »man sich« — also wenn schon nicht sich selbst, so doch wohl einander — Diebstahl an Klassikern vorwerfe. Dies irgendwie mit Vorwürfen von »Schiebung mit Schokolade und Autos« verquickt — was der Schwachkopf da meint, ist unerfindlich — muß ihm schließlich doch die Nennung meines Namens abringen. Aber freilich, mein »konsequenter Kampf« — wogegen? Gegen die Klassikerdiebe? gegen die Schokoladeschieber? — ist »letzten Endes« doch in den Wiener Vorstädten bereits »zu Ende«. Das macht, weil ich das Kleine allzu beachtet und das Große am Ende als Amokläufer oder als Düpe hingenommen habe. Denn gemeint hat mich der Edschmid nicht nur am Ende, sondern schon die ganze Zeit. Auch bin ich natürlich der, der sich nicht »zu der Waffe jenes Lächelns durchzuschlagen vermag« — ich schlage mich eben *mit* einer Waffe durch —, mit dem letzten Endes alles überwindbar ist und selbst der Edschmid. Denn wie man schon merkt, hat er eine Schwäche für das »Ende«, die so stark ist, daß ich es ihm bereiten könnte. Letzten Endes. (Der Neudeutsche beginnt mit dieser Redensart sein Tagwerk. Das dicke Ende kommt nach.) Wieso ist aber mein Kampf in den Wiener Vorstädten zu Ende? Woher weiß das jener? Deshalb, weil sich die großen deutschen Zeitungen mangels Rezensionsexemplare nicht mit mir befassen und wenn ganz besonders überhaupt, solche Schmierer über mich schicken? Das ist nur eine Schande für die großen deutschen Zeitungen. Darum gibt es aber doch Tausende von Menschen in Deutschland, die an meinem »Kampf«, und nicht nur an dem gegen die Klassikerdiebe, lebhaften Anteil nehmen und nach meinem Wort, dem gedruckten wie dem gesprochenen, weit heftiger begehren als nach den Feuilletons des Herrn Edschmid, und das all ist schon ganz viel. Freilich stellen sie nicht so hohe Ansprüche an mich wie der Herr Edschmid, der von den Satirikern verlangt, daß sie näher bei Epikur *wie* bei Mars stehen sollen. Nicht bei beiden, sondern vermutlich bei jenem. Hat man je von einer so unbescheidenen Forderung vernommen, die einem die Alternative zwischen einem griechischen Weisen und einem römischen Gott stellt? Da ich überzeugt bin, daß der Herr Edschmid so gebildet ist, zu wissen, daß Mars kein griechischer Philosoph war, so nehme ich gern zu seinen Gunsten an, daß er den Epikur für einen rö-

mischen Gott hält. Aber hat man je von einem Schmock gehört, der mit so herziger Unbefangenheit seine klassische Bildung zur Veranschaulichung seiner Banalität offeriert hätte? So etwas wäre selbst in Wien nicht möglich und kaum jenem trefflichen Lokalredakteur zuzutrauen gewesen, der einst nicht umhin konnte, zu melden, daß Herr Schlesinger, »der Nestor unter den Pferdefleischhauern«, gestorben sei. Aber der Edschmid ist unerschöpflich. Er klagt, daß die heutigen Satiriker »Militaristen« geworden seien — womit er natürlich nicht sagen will, sie hätten zumeist Schulter an Schulter gedichtet —, daß sie »keinen Humor im Antlitz *tragen*, sondern« — was? »spitz abgebogene Schnurrbärte« — wie macht man das? — »und scharfe Säuren im Mund«. Das ist noch schwerer. Das all tragen sie. Spitz abgebogene Schnurrbärte, also vermutlich statt »Es ist erreicht!« die neuere Mode »Weit gebracht!« Aber wenn Edschmid auch schon von mir was gehört haben mag, gesehen hat er mich bestimmt noch nicht; denn wengleich ich Anatole Frances Spitzbart nicht trage, so trage ich doch auch letzten Endes nicht den spitz abgebogenen Schnurrbart, der das Kennzeichen der Satiriker ist. Man muß, meint er turpiter in modo, suaviter in re, weise, aber ungrammatikalisch, »die Dinge doch nicht nur immer bespeien«. Er will natürlich sagen, man müsse die Dinge »nicht immer nur bespeien«. Er wollte aber nicht sagen, daß man die Dinge außer daß man sie bespeien muß, auch noch anders zu behandeln hat. Denn das müßte er mir nicht erst sagen, ich behandle die Dinge auf allerlei Art, aber sie gelegentlich zu bespeien lasse ich mir wirklich nicht nehmen, weil es vor allen Dingen gesund und eine naturnotwendige Reaktion auf manche Dinge ist.

Wie großzügig ich da vorgehe, möge Edschmid schon daraus ersehen, daß ich so kleinlich bin, eine einzige Spalte seines Feuilletons, eben jene, die mir ein deutscher Leser eingesandt hat, als Anlaß und Untergrund zu verwenden, und bis hierher, schon recht erleichtert, war ich gekommen, als mir ein anderer deutscher Leser durch Einsendung des ganzen Edschmid bewies, daß jener mich verkürzt hatte, weil nicht nur der Anfang, sondern auch die Fortsetzung, ja letzten Endes auch dieses lesenswert ist. Gleich der zweite Absatz stellt der Objektivität Edschmids ein schönes Zeugnis aus, der das all, was er den Herren Heinrich Mann, Thoma, Sternheim, Borchardt, Kerr abspricht, jedoch zuerkennt, einem einzigen zuerkennt, aber abspricht, nämlich Herrn Albert Ehrenstein, »der wohl der bedeutendste literarische Satiriker heute ist«, dem aber, wie es Herrn Edschmid schier bedünken will, etwas wie der heitere Spitzbart des Anatole France fehlt, wengleich er ihm die andere Bartracht keineswegs vorzuwerfen scheint. Ganz richtig erkennt Edschmid, daß Ehrensteins Satire, in ihrem an sich selbst leidenden Ich, ihrem Nebbich eingekerkert, den Weg in das von Edschmid, so schwer entbehrte »Hellere« nicht zu finden vermag, sondern daß dieser Satiriker — wie jener mit einem hier vielleicht unangebrachten mondänen Vergleich es ausdrückt — sein Leid »behütet und kultiviert wie eine Champignonzucht«. Aber daß Ehrenstein heute der bedeutendste literarische Satiriker ist, dürfte nicht fehlgegriffen sein. Auch ich halte ihn dafür und wenn ich an die Wirkung denke, die er schon mit dem Treffer dieser Gegenüberstellung meiner Apokalypse und der aus der Bibel erzielt hat, so zerspringe ich vor Neid. Und da hat dieser Edschmid die Kühnheit, gegen einen Autor, den er doch anderseits so hoch stellt, die Drohung auszustoßen, »schließlich werde der Zuschauer vor soviel konsequenter Entschlossenheit die Achseln zucken und sich anderswohin wenden, wo *hin und wieder* gelacht wird.« Als ob nicht Ehrensteins Witze, wie allein schon der, mich den »heiligen Crausiscus« zu nennen und das auch auf Büttenpapier drucken zu lassen, vom Autor eigenhändig signiert, ihr Geld wert wären. Aber

Edschmid weiß ja nicht mehr, was er will. An alle Satiriker stellt er die ideale Forderung des »Lächelns« und wenn sie einer wie der Satiriker Essig, der vermutlich die scharfe Säure im Mund hat, selbsttätig erfüllt, so ist ihm auch nicht recht, denn vom »Taifun« werde »nicht mehr bleiben als das Lächeln über einen Kunstsalon und seine Methoden«. Nämlich:

Wenn die Kämpfe, die heute im Mittelpunkt *stehen*, kaum mehr gekannt sind, *fallen* die Vorzüge der meisten Satiren und damit alles weg. Wer hat *dann mit breiter Üppigkeit* die ganze Zeit *durch die Sanduhr laufen lassen*, wer hat seine ganze Zeit typisiert und *dann gelächelt* und *damit gestaltet*?

Der Heinrich Mann vielleicht? Daß der Kasimir Edschmid nicht lächelt!

... Es bleibt nicht viel übrig, was er *einbeziehen* könnte, und am wenigsten vermöchte er zu *lächeln*. Wo die Fülle ist, *herrscht* keineswegs heute *die Distanz und die Leichtigkeit*.

Wie anders Anatole France. Vergebens sucht Edschmid den deutschen Lächler. Da stellt sich ihm ein unbekannter Mann in den Weg.

... Das Buch ist *schon zwei Jahre erschienen* —

Edschmid meint, daß es schon vor zwei Jahren erschienen ist

und hat *keines Menschen Beachtung* gefunden ... Man muß sich wirklich etwas gewaltsam ihm nähern, denn der Autor hat die Gewohnheit, nach jedem Satz *sich begeistert den Magen zu klopfen*. Den Fachmann zieht der Mut an, sich für die *unaktuelle Breite* zu entschließen —

Edschmid meint nicht die breite Üppigkeit, sondern will sagen, daß man dicke Bücher nicht gern liest

auch die bäurisch *verknorpelte Sprache*, die *schöne Unanständigkeit* und die barocke, ins Unausdenkbare gehende Phantastik *geben einen schweren, aber gesunden Saft in die Fleischmasse des Buches* ...

Er klopft begeistert mit, denn »es wird da« — im Gegensatz zu Heinrich Mann — »vieles einbezogen« und »die Verknorpelungen der Kapitel« — gleich jenen der Sprache — leisten folgendes. Sie:

die manchmal Mühe machen, die Langeweile abzdämpfen, *tragen* schließlich doch eine Fülle des Gelebten und eine Quantität gestalteten Gesichtes, die erstaunlich weit über das Gewohnte hinausgehen, als Versuch allein schon wichtig wären und schließlich mit *einer inneren Unbeteiligtheit* und Absichtslosigkeit hingegeben werden, denen *das Lächeln* schon manchmal nahe wäre, wenn es nicht doch nur ein Grinsen würde. Es ist zu pfiffig, um ganz heiter zu sein.

Also — und so lebhaft Edschmid bemüht ist zu zeigen, was Verknorpelungen sind und was sie imstande sind — es ist wieder nichts.

Die Menschen vom Landbau sind schlau, aber nicht ganz naiv. Man würde sich aber täuschen, wenn man bei den Intellektuellen diese *einfache Weltmännlichkeit* suchte.

Edschmid hat die Probe mit den Dadaisten gemacht, ward aber selbst von ihnen enttäuscht.

Ich liebe es sehr, *nicht nur auf einem einzigen Fechtboden* zu stehen und *finde gern Gefallen daran, in mehr als einer Branche dieses Gestirns mich zu bewegen*, aber ich kann einigermitleid nicht unterdrücken für diese verzweifelten Jünglinge, die nun entschlossen sind, allen Dingen prinzipielle Opposition zu machen.

Da geht Edschmid einfach nicht mit. Er ist schlichter Expressionist, und an welcher Branche des Gestirns er sonst noch Gefallen findet, wird man gleich sehen. Es ist natürlich die Konfektionsbranche, und die Frankfurter Zeitung wird guttun, ihr einen allzu vielseitigen Vertreter nicht dauernd zu entfremden.

Ich war erstaunt, in den Bildbeigaben des Almanachs keine »Anarchisten«, sondern *mit kleinbürgerlicher Wohlanständigkeit versehene* Knaben zu sehen, die nur das Monokel ihrer Fahrer und die mittelmäßige Eleganz, mit der sie Pumps mit durchbrochenen Seidenstrümpfen zu konfektionären Gürtelmänteln trugen, ein wenig aus meiner Hochachtung vor ihren weltmännischen Gepflogenheiten entfernte.

Daß Dadaisten à cinq épingles gekleidet gehen, ist weiter nicht verwunderlich und ein Edschmid weiß natürlich besser, wann man »Pumps« und wann man einen Gürtelrock trägt und wann in die Bar der Gent, der chlaue, geht. Aber was will er von den Dadaisten haben? Diese Knaben sind rumänische Judenbuben, die in der Zeit, da ihre Altersgenossen noch töricht genug waren, sich für ihre Vaterländer abschlachten zu lassen, in der Schweiz von ihrer Originalität gelebt haben und nun, da sie wieder in die Weltstädte dürfen, das Geschäft der Völkerverständigung in der Weise treiben, daß sie alle in Betracht kommenden Zungen herausstrecken. Sie haben vor den Expressionisten entschieden das eine voraus, daß sie den Blödsinn, zu dem diese erst durch künstlerische Bemühung und Verleugnung ihres ganzen Dilettantismus letzten Endes gelangen, schon von vornherein und geradezu als Trumpf ausspielen. Es begibt sich da, im Hokuspokus des geistigen Zeitvertreibs, eine ähnliche Scheidung wie zwischen Freimaurern und Schlaraffen, wobei aber zur Ehre älterer Generationen, die das Bedürfnis hatten, vom Ernst des Lebens auszuspannen, und zu diesem Zwecke einander »lulu!« zuriefen, doch gesagt sein muß, daß der Unfug, den sie trieben, noch beiweitem nicht jenes Watschengesicht der Zeit offenbart hat, das jetzt zu allem was über seinen Horizont geht, dada! sagt. Die kleinen Toilettefehler würde ich diesen Parasiten des Weltuntergangs — zu dem einem wirklich noch ein wenig Hautjucken gefehlt hat — nicht weiter übelnehmen. Viel ärger ist, daß sie mir allmonatlich aus Paris ihr Zentralorgan zuschicken, von dessen einmaligen Herstellungsspesen — da ja eine Auflage des Homer billiger ist als die Klischierung von Pissoir—Inschriften — man zehn tuberkulöse Wiener Kinder ein Jahr lang ernähren könnte. Aber weiß Gott, die Gestehungskosten des Herrn Edschmid wüßte ich auch nutzbringender anzulegen. Gehe er mit den Gürtelmänteln der andern nicht zu streng ins Gericht. Ich wette hundert seiner »Achatenen Kugeln« gegen eine, daß er auch nicht in der »Häll« von Ritz auf die Welt gekommen ist, sondern nur im Frankfurter Hof darauf angewiesen, sich vorzustellen, zur französischen Besatzung zu gehören. Indem er aber die Dadaisten verspottet, weil sie, deren Ulk man ernst genommen habe, nun notgedrungen »eine Weltanschauung starten müssen«, möchte ich sogar den Verdacht aussprechen, daß er zwar auch keine hat, aber sich im Berliner Hotel Bristol wie's Kind im Haus fühlt. Speiübel wird einem von dieser Sprache, die nicht nur mit allem Komfort des Kurfürstendamms ausgestattet ist, sondern auch dessen Überlegenheit darüber anbietet und die ein Geschlecht von Foxtrottänzern und Filmjüngeln ermöglicht hat, das sich gleich am Tag nach Versailles ganz ententemäßig wohl fühlt und nicht mit Unrecht sich einbildet, es habe Deutschland besiegt. Wenn sie vollends von der »inneren Unbeteiligt-heit« als einer Qualität sprechen oder die »innere weltmännische Gebärde« verlangen, als obs nicht das made in Germany auch täte, so glauben sie nicht

nur, daß ihnen wieder die Welt gehört, sondern haben auch so viel »richtige Ewigkeitseinstellung« vorrätig, als für Berlin unbedingt erforderlich ist. Ich habe den Edschmid nie geschaut, wiewohl sein Konterfei wahrscheinlich in jeder Nummer der »Dame« zu finden ist; aber ich würde ihn sicher nicht erkennen, da er sich gewiß zum Verwechseln ähnlich sieht. Indem sie die Weltanschauung des Lächelns gestartet haben, vervollständigt sich das Bild der Generation jenes Kronprinzen, dessen heißestes Bemühen um einen mondänen Zug ihm höchstens die Ehre errungen hat, am englischen Hof — dort wo ausnahmsweise kein Hotel ist — als das »lächelnde Mosquito« agnosziert und entsprechend geschätzt zu werden. Wenn so etwas nicht für sich Reisebücher schreiben läßt, sondern sich selbständig in der Literatur zu schaffen macht, so heißt das Lieblingswort, das jeder von ihnen und mit vollem Recht über seinesgleichen ausspricht: »Kitsch« oder »Radaukitsch«, und kein Berliner Weltanschauung ist zu »übel«, als daß er nicht von jedem andern sagte, daß er es sei. Das Grauen vor diesen Apparaten, von denen jeder einzelne in zehn Literaturgruppen zerfällt und deren Karriere von ausgefransten Hosen zu durchbrochenen Seidenstrümpfen zumeist ein Erfolg der Romanmanufaktur ist, beherrscht mich dermaßen, daß ich jeden Tag, den ich in deutschen Städten keine Vorlesung halte, als einen Vorschuß auf die ewige Seligkeit empfinde und die Erfüllung der Pflicht, solche Dinge an Ort und Stelle zu sagen, nur noch markiere. Dabei macht der Zufallsruhm diese Leute, von denen jeder ganz dasselbe nicht kann wie der andere, aber nicht jeder es trifft, derart von sich besessen, daß es umso lauter schallt, je hohler der Raum ist, in dem so ein Ich wohnt. Herr Edschmid wird vielleicht darüber unterrichtet sein, daß in der Fackel eigentlich jahraus, jahrein nichts anderes geschieht, als ein Ich mit der Zeit konfrontieren, und er mag den daraus entspringenden Zwist für keine hinreichend satirische Angelegenheit halten. Ja, er wird vielleicht sogar bereit sein, den erfolgreichen Rückzug, den dieses Ich antritt, aus jener Eitelkeit zu erklären, der der schmähliche Durchbruch in die Zeit und ihre Marktgelegenheiten gelingt, und mich keineswegs für berufen halten, eben solche Qualität dem Herrn Edschmid zum Vorwurf zu machen. Aber man entscheide, ob je ein Ich weniger Verhältnis zum Objekt seiner Betrachtung gehabt und ob je eines schon durch seine Behauptung sich mehr erledigt hat als dieses:

*Ich habe nicht* die musikalische Befähigung, den musikalischen Wert dieses Virtuosen zu beurteilen, *aber ich habe sie wohl*, wenn es um sein Schreiben geht.

Er meint die literarische, aber die hat er auch nicht.

*Ich weiß auch nicht*, ob das Besondere eines modernen Geigers darin besteht, daß er lodert. Das Buch lodert jedenfalls ohne Pause. *Ich glaube nicht*, daß dies Buch uninteressant ist, *aber ich glaube*, daß es schwer zu lesen ist.

Nun entsagt der Bekenner dem Ich:

Es mangelt mir wohl nicht der Sinn dafür, daß *Ekstasen, die begründet sind*, sich zu allen Kulminationen erheben —

Nun wird er rückfällig:

*aber ich vermag* dieses dilettantische Ächzen bei ganz unnötigen Anlässen nicht leicht für begründet oder für recht zu finden. *Ich glaube schon*, daß ich das *Unstete begreife*, das der Autor herauszupetschen sucht, *aber ich zweifle*, daß es gelang. *Ich stehe nicht an*, das Buch jedem Musikfreund zu empfehlen, da *ich, hier unkompetent*, leicht annehmen kann, er *vermöge* darin *mir sehr verschlossene* Wonnen zu finden. *Ich vermag* Freunden der Dichtung nicht abzuraten —

er meint: Freunden nicht dieser, sondern »Freunden der Dichtung« ganz besonders überhaupt, wie ein älterer Frankfurter Schriftsteller gesagt hätte  
es zu lesen, da ich genug *Respekt habe* vor jeder Leistung, *wenn* auch die Stoffe hier unberührt und kalt und ohne jede Bearbeitung liegen bleiben, *wenn* die Waberlohe dieses Autors darüberging. *Ich erinnere mich* lediglich, wenn ich nicht sehr irre, gelesen zu haben, wie Heinrich Heine den Eindruck Paganinis gab. *Ich vermag* den Eindruck heute nicht nachzuprüfen —

er meint natürlich nicht Heines Eindruck von Paganini, sondern seinen von Heines Eindruck

aber *ich glaube*, daß er grandios war und dieses Thema *genügend, wenigstens im Dämonischen, erledigte*.

Er scheint also doch Heines Eindruck von Paganini zu meinen. Aber was er all meint, glaubt, nicht glaubt, hat oder nicht hat, vermag oder nicht vermag, ist schon uninteressant als Erscheinung und wirkt geradezu aufreizend als Aussage, von der nichts als der nachprüfbare Eindruck bleibt, daß er nicht vermag, sie auf deutsch auszusagen. Aber dieses Ich ist umso grenzenloser, je härter sich im Raum die syntaktischen Sachen stoßen:

... *Ich habe* jeden Vorbehalt gegen diesen Anreißer von Backfischsentimentalität —

(mit offener Schätzung eines Anreißers von Backfischgeilheit)

und besonders gegen diesen Kriegshetzer. *Ich habe* unabänderliche Abwehr gegen dieses Mannes Gesinnung und gegen seine Art Literatur. *Ich habe* den herzlichsten Widerwillen gegen diese Roßtäuscherel der süß und rosa bemalten Kriegsideale, mit denen die Knaben und die *unflüggen Jünglinge* in vorschriftsmäßige Begeisterung für Kaiser und Reich hineingemogelt werden.

Was der Herr Edschmid da einmal hat, ist Recht. Nur fragt sich, ob er auch während des Kriegs so tapfer gegen den Hilfsdienst der Literatur protestiert hat und ob man gut tut, die Jugend, die der Harnisch des Walter Bloem geblendet hat, dem Pyjama des Kasimir Edschmid zu überantworten.

*Ich glaube* sogar bestimmt, daß, faßt dieser Mann Aktuelles an, er gefährlich wird. Er hat in der Hand den Säbel und *im Mund das Schmalz*, das allen *Lauen* die wahrhafte *Geste der Unerschütterlichkeit* scheint, und seine *Elaborate erreichen* stets das Publikum, das die *andere Seite* nie erreicht. Aber *ich gestehe*, alles dies zusammengefaßt und noch verstärkt —

Was, das all kann man zusammenfassen und noch verstärken? Und das Schmalz im Mund, das den Lauen die Geste der Unerschütterlichkeit scheint, verwandelt sich nicht in die Säure, die der Satiriker im Mund trägt? Hören wir, was Edschmid gesteht:

*daß ich mich* beim ersten bisher erschienenen Band seines großen mittelalterlichen Romans (»Gottesferne«, Verlag Grethlein & Co., Leipzig) *nicht gelangweilt* habe. *Ich sage es gern, denn ich war mir wohl bewußt, daß schließlich das Ganze hohl und ein Schwindel sei;*

Und Edschmid wäre nicht der solide und echte Kerl, der er ist, wenn er nicht sofort auch wieder das Gegenteil dieser Erkenntnis parat hätte:

aber ich habe der *Männlichkeit* des Tones, der *Frische* in der Erzählung und auch einer gewissen Objektivität in der politischen Haltung so fernen Problemen gegenüber *Achtung zu verweigern nicht vermocht*.

Wer doch auch dem Edschmid gegenüber so gerecht sein könnte! Wie selbstlos fühlt er, wie recht hat er, wiewenig er schlicht und schlecht genug sagt:

Es ist ersprießlicher, in manchen Fällen vergessener Bücher sich zu erinnern, als der Flut der Neuheit sich allzusehr hinzugeben.

Wenigstens, vermeidet es Edschmid, sich der Flut »allzu« hinzugeben, aber »in manchen Fällen vergessener Bücher sich zu erinnern«, ist auch nicht ersprießlicher. Denn das hieße nur: bei manchen Gelegenheiten etlicher vergessener Bücher sich zu entsinnen. Doch ersprießlich ist, manchmal eines vergessenen Buchs zu gedenken (und den andern daran zu erinnern). Es muß dann freilich von Goethe, Claudius, Lichtenberg sein und nicht gerade von Willy Speyer. Aber hier, rückschauend auf die Generation von 1919, wird Edschmid geradezu zum Seher.

Ich weiß wohl, daß dieser Mondäne ... Aber ich sehe mit Erstauen das Ausmaß ... Ich sehe auch hier, wie bei Bruno Frank, den Zwiespalt ...

Er kann nicht umhin, dem Dichter zu raten, »bei sanften Parken und bequemeren und weniger belastenden Ausschweifungen sich zu begnügen«, nennt ihn »einen Bastard aus Weltlichkeit und tiefer Qual«, was eben den Reiz seines Buches mache, das »ein dichterischer Hermaphrodit« sei — jedenfalls ein Kreuzungsprodukt aus einem sozialen und einem anatomischen Mischgeschlecht zu einem Begriffszwitter, wahrscheinlich ein entferntes Geschwisterkind von Mars und Epikur. Edschmid selbst muß zugeben:

Die Kreuzung ist ungewöhnlich, das Produkt nicht ganz. Aber es lohnt der Mühe der Beschäftigung *ohne Zweifel und auch nicht ohne Genuß*.

Das Wort, das Edschmid letzten Endes spricht, ist sein bestes. Es wird schwer fallen, sich den spitz abgebogenen Schnurrbart zu verbeißen, man hat sich zu der Waffe des Lächelns durchgeschlagen und sie schallt wie Gelächter. Was ist da nur passiert? Ein Griff — ein Gfrett! Es lohnt der Mühe der Beschäftigung ohne Zweifel und auch nicht ohne Genuß, diese gordische Ballung mit einem Hieb jener Waffe aufzulösen: dann wird ohne Zweifel die Mühe mit Genuß belohnt sein.

Bei jedem Satz, bei jedem Sprung, den Herr Edschmid dort macht, wo man ihn zum Gärtner der deutschen Literatur bestellt hat. Welche Absichten verfolgt die Frankfurter Zeitung mit dem Herrn Edschmid? Meint sie nicht, daß sie als die größte deutsche Zeitung immerhin noch mit mehr Anstand das Gesicht einer ramponierten Geistesbildung zu wahren hätte als eine Neue Freie Presse? Sollte sie erst auf dem Umweg über die Wiener Vorstädte erfahren müssen, daß sie der Düpe des Herrn Edschmid geworden ist, indem sie geglaubt hat, er sei ein Expressionist, während er in Wahrheit bloß nicht deutsch kann? Oder meint sie, daß ein Gallimathias die beste Form ist, den Franzosen in der Fremde <sup>1</sup> eine Aufmerksamkeit zu erweisen? Will sie ihnen durch Edschmids innere Gebärde Weltmännlichkeit beibringen? Es heißt, daß sie sich in Frankfurt schlecht, ja geradezu preußisch aufführen. Aber sie möge doch bedenken, daß dies die Schuld jener Weltverblödung ist, die davon ausgeht, daß das Leben der Güter höchstes nicht sei, und in deren Folge die Glorie als der Übel größtes erscheint. Trotzdem bleibt es wahr, daß der letzte Franzose, und möge er im Zauberbann der Montur den besten Preußen aus dem Feld der Schande schlagen, als ziviles Geschöpf so viel Ehrfurcht vor dem Leben seiner Sprache hat, daß er gar nicht fassen könnte, wie die Deut-

1 Gemäß dem Versailler Vertrag war das Rheinland französisch besetzt. Das betraf u. a. Wiesbaden und Mainz, nicht aber Frankfurt.



schen gegen ihr eigen Fleisch und Blut wüthen. Denn einen solchen Saumagen, die Sätze des Herrn Kasimir Edschmid zu vertragen, nein wie Austern zu schlürfen, hat nur das deutsche Publikum. Was sich heute in Paris neu— und mißtönerisch auftun mag, ist Zuwachs aus Bukarest via Berlin; man weiß es dort nur nicht gleich und hält einen interessanten Monsieur Lipschitz vielleicht für einen Afghanen, aber gewiß nicht für einen Franzosen. Nur hier, der Flut der Neuheit allzusehr hingegeben, soll und will das ganze Haus ersaufen, wem den Puschern beliebt, deren Schwall und Schwulst, deren verbogene und verquollene Trivialität dem Deutschen jede Naturkraft ersetzt. Nur in Deutschland ist es möglich, daß eine Schule, deren Vorzug es ist, in Deutschland durchzufallen, daß eine Jugend, die ihre natürliche Zurückgebliebenheit mit dem technischen Fortschritt belügt und die sich in ihrem unbändigen Mangel an Temperament kein anderes Spiel weiß als der lebendigen Sprache die Gliedmaßen auszureißen und wie Straßendreck zu ballen, die Dichter der Nation stellt und daß eine Generation, soweit sie nicht selbsttätig an diesem traurigen Handwerk teilhat, im feinschmeckenden Genuß, in der lebensbildenden Empfängnis dieser geistigen und sittlichen Muster gedeiht. Und der Zustand verlangt noch, daß man ihn nicht zu fanatisch anpacke und daß die Satiriker nicht ihren Humor verlieren. Wenn dieser Frühling erwacht ist und alles in Ordnung, lege man sich wieder auf den Rücken, wärme sich an der Verwesung und lächle ... Aber wie ich glaube, daß, was immer die schwarzen Truppen im Besetzungsgebiet angestellt haben mögen und was vielleicht an die Schandtaten der weißen Truppen heranreichen könnte und was ganz gewiß nur eine Reaktion ist auf die Entehrung durch den Zwang, mit dem militärischen Europa Bekanntschaft zu machen; wie ich glaube, daß dies alles nur ein Vorschmack dessen ist, was die schwarzen Truppen dereinst mit unserer engelweißen Kultur nebst sämtlichen religiösen Vorwänden für unsre blutige Unsauberkeit vorhaben — so möchte ich doch behaupten, daß so eine Frankfurterin, die sich durch einen Edschmidschen Roman letzten Endes, bis zu dem ich nie gelangt bin, lächelnd durchgeschlagen hat, mit all seiner schönen Unanständigkeit, die den Expressionismus als Ausdrucksfreiheit auffaßt und damit allein ein Dutzend Auflagen für Bett und Buch gewinnt, schon einen tüchtigen Puff aushält und daß kein Neger eine so widernatürliche Unterhaltung bieten könnte wie der freiwillige Umgang mit den Meistern der deutschen Belletristik. Mir genügt eine Feuilletonzeile von ihnen, um einer todgeweihten Kultur sagen zu können, wie es mit ihr steht, und daß sie umso schneller draufgehen wird, je mehr sie sich mit den Edschmiden ihres Schicksals einläßt und je lieber sie ihnen glaubt, daß mein Kampf in den Wiener Vorstädten bereits zu Ende ist. Könnte er unter den trostlosen Umständen dieser Zeit, die doch mit der Verbreitung der Krankheit auch die Isolierung der Wahrheit bedingen, über die Wiener Vorstädte hinausdringen, so wäre ja noch Hoffnung. Und dann würde, das all zusammengefaßt und noch verstärkt, selbst Herr Kasimir Edschmid erfahren, daß die so heftig bewegte und gleichwohl nicht erschütterte Zeitlichkeit doch ihren satirischen Stil hat, ihres satirischen Schriftstellers nicht entbehrt und daß der Sinn für das Pamphlet ganz besonders überhaupt nicht verloren gegangen ist. Denn ich mußte mir niederschreiben, daß einer lächeln kann, und immer lächeln, und doch ein Schwindler sein! Zum wenigsten weiß ich gewiß, in Deutschland kanns so sein.

# Inschriften

## RESTAURATION

Schon kehren wieder alle Diebe  
in das durch sie verarmte Heim  
und ihnen geht die alte Liebe  
halt immer wieder auf den Leim.

Wie findet sich, wie freut sich alles  
und wie vollendet sich das Glück:  
erst hinterließ man uns den Dalles,  
nun kehrt man gar noch selbst zurück!

Seitdem sie von einander schieden,  
der Dieb und jener, dem's geschah,  
da waren beide unzufrieden  
mit einem, der zum Rechten sah.

Mit Undank jene ihm vergalten,  
die packten ihre Frechheit aus,  
der Dieb und der Bestohlene schalten  
auf den, der nun betreut das Haus.

Des neuen Elends gleiche Hasser,  
das von einander sie getrennt,  
sind die hier endlich aus dem Wasser,  
die dort in ihrem Element.

Doch ahnen nicht die gern Beraubten,  
wie häufig sich die Hoffnung irrt.  
Was immer sie im Herzen glaubten,  
der Dieb ist doch der bessere Wirt.

Denn jene, die da Speichel lecken,  
sie finden ihre Nahrung schon.  
Doch diese wollen weiße Wecken  
von ihrer Restauration.

Was sie getan, es ist vergessen  
von jenen, welchen es geschah.  
Sie haben alles aufgefressen  
und finden, nun sei nichts mehr da!

\*

## DIE REPUBLIK IST SCHULD

Es war ein Mann, dem sein Begleiter  
die Börse stahl, und der Gewitzte  
ging dann mit einem andern weiter,  
der ihn vor solchem Unfall schützte.

So traurig es auch war, so heiter  
war's, wie er die Erfahrung nützte:  
Er schalt den schützenden Begleiter,  
weil jener ihm das Geld stibitzte.

Denn damals, als er mit dem andern  
spazierte, war er noch vermögend.  
So arm jedoch dahin zu wandern,  
verleidet ihm die ganze Gegend.

Er seufzt, die Zeit kehrt nicht mehr wieder;  
wie muß die Gegenwart er hassen!  
Wer wollt's auch leugnen: er kam nieder,  
als jener andre ihn verlassen.

Schon klingen ihm die alten Lieder,  
Bald hat a Ruh die arme Seele.  
Und rasch ruft er den Räuber wieder,  
damit er ihm das Hemd noch stehle.

Ja, war er denn nicht der Gewitzte?  
Die Wahrheit lautet, unverhohlen:  
es hat auch, daß ihn nichts mehr schützte,  
ihm jener den Verstand gestohlen.

Verflucht, durch Schaden dumm zu werden,  
büßt er nun erst die alten Sünden.  
Das dümmste aber ist auf Erden:  
Mit Trotteln Republiken gründen.

\*

#### **REAKTION**

Die mit ihm allzulange lustgewandelt  
und die er dafür hat mißhandelt,  
rief einmal doch die Polizei  
zu ihrem Schutz und ihrer Sicherheit herbei.

Nun, seit es keine Schläge mehr gegeben  
und seit sie nicht mehr bei dem Leben,  
fand sie, daß es kein Leben sei  
und überhaupt, und rief den Rohling rasch herbei.

Da endlich waren sie erst eins im Hasse  
wie auch im Glück der Seitengasse.  
Und, was auch zwischen ihnen sei,  
nicht schützt vor ihm, doch er sie vor der Polizei.

\*

## SONDERBARE POLEMIK

So mancher, den ich von mir entfernt,  
führt er für mich, führt er gegen mich Fehde?  
Er hat von mir das Reden gelernt  
und stellt mich dafür nun zu meiner Rede.

\*

## DIE VEREHRER

Sie nannten ihn ihren Erzieher.  
Er hatte mit ihnen Geduld.  
Jedoch eine einzige Schuld  
sich selbst nicht vergab und verzieh er.

Er war ihnen allen gewogen.  
Sie wollten nicht, daß er schlief.  
Sie schrieben ihm ihre Briefe.  
Er hatte so schlecht sie erzogen.

\*

## VERSÄUMNIS

Da ist mir neulich was widerfahren  
und fast wär' es gut mir ausgegangen.  
Mir träumte von einem späten Verlangen,  
mir träumte, daß ich nach hundert Jahren  
punkt drei die Schönste von allen Schönen  
zu treffen versprochen und leider versäumt.  
Doch als ich den Traum zu Ende geträumt,  
da schien mich das Schicksal halb zu versöhnen,  
und da ich erwachte, da war's erst zwei  
und ich fand, es wird mit der Zeit noch langen!  
Doch schon befahl mich ein neues Bangen:  
denn ach sie selbst war leider vorbei.

---

## Notizen und Glossen

Die Vorlesung von Goethes »Pandora« am 15. November war wie folgt eingeleitet:

Ich hatte einmal im Insel—Druck der »Pandora« entdeckt, daß einer der bedeutendsten Verse verstümmelt war. Prometheus ruft den Kriegern zu:

Auf! rasch Vergnügte,  
Schnellen Strichs!  
Der barsch Besiegte  
Habe sichs!

Der Dichter nennt mit jener kostbaren Abkürzung, die an sich schon dem kriegerischen Wesen gerecht wird, die Nutznießer eines Sturmlebens, worin der Tag gepflückt und halb genossen vertan wird — eine ganze in Weinfässern mündende Offensive ist in den zwei Worten enthalten —: »rasch Vergnügte«. Dem Drucker oder dem herausgebenden Literaten schien's verständlicher, mithin richtiger so:

Auf, rasch! Vergnügte

— schnellen Strichs! Der barsch besiegte Gedanke habe sichs! Die Krieger sind schlechthin vergnügt, weils immer feste druff geht. Die Leser gleichfalls. Und ich wette, sagte ich, hundert versenkte Tonnen gegen eine, daß diese Zu-rechtweisung, den Insel—Verlag und die nach dessen Vorlage weiter-druckenden Händler nicht hindern wird, die deutschere Version beizubehal-ten. Später jedoch machte ich die Entdeckung, daß in der Großherzoglich Weimarischen Ausgabe, nach der sich der Insel—Druck vermutlich gerichtet hat, die gleiche Schändlichkeit begangen ist und zwar mit voller Überlegung und Verantwortung der Täter, die sich unter jenen »Lesarten«, welche gemeinhin bloß ein Verzeichnis literarhistorischer Unarten sind, ihrer noch rüh-men und ausdrücklich zugeben, daß Goethes Handschrift wie auch die erste Ausgabe der »Pandora« die Fassung »Auf! rasch Vergnügte« enthalten haben. Dieser deutschen Angelegenheit wurde ich, als man sich bei uns über den ge-planten Verkauf von Kunstwerken entrüstete und eben jene, die Gold für Ei-sen gegeben hatten, nicht Gobelins für Getreide geben wollten, in der Schrift »Brot und Lüge« gerecht, mit Worten, die nun umso zeitgemäßer sind, als das Geschrei nicht nur auflebt, sondern von den Journalisten auch die Dichter ge-schützt werden, und zwar gegen die Schändung ihrer Gräber, wofern sie nicht von Literarhistorikern, sondern von unbekanntem Tätern verübt wird. Damals schrieb ich:

Ich glaube, daß eine Untersuchung, wie viel Deutsche die Pandora und wie viele den Roten Kampfflieger von Richthofen gelesen ha-ben, ein Resultat zeitigen würde, das uns nicht gerade berechni-gen könnte, uns in Kulturaffären mausig zu machen. Aber man wende nicht ein, daß Krieg Krieg ist. Wenn das Volk Goethes nicht schon im Frieden gelogen hätte, so hätte es ruhig zugegeben, daß es Geibel für einen weit größern Dichter hält. Wie könnte man die Unentbehrlichkeit der ewigen Werte für das deutsche Gemüt bes-ser beweisen als durch den Umstand, daß vom Erstdruck des West—östlichen Divan der Verlag Cotta voriges Jahr die letzten Exem-plare vom Tausend an einen Liebhaber verkauft hat? Bedürfte es noch des erschütterten Blicks auf die Auflagenfülle Heinescher und Baumbachscher Lyrik? Und welche Gefahr müßte denn einem Wortheiligtum drohen, damit das deutsche Kulturbewußtsein in Wallung käme? Die Schmach, ein Bild aus dem Land zu verkaufen, wo es doch keine war, es hereinzukaufen, möchte jeder Kunst-greisler von unserm Gewissen abwenden. Aber wer protestiert ge-gen die ruchlose Verwüstung, die den klassischen Wortkunstwer-ken durch die Tradition der literarhistorischen Lumperei und den ehrfurchtslosen Mechanismus der Nachdrucke angetan wird, durch den frechen Ungeist, der die Sprachschöpfung an der Ober-fläche des Sinns identifiziert und korrigiert, und durch ein System, das der Barbarei des Buchschmucks den innern Wert zum Opfer

bringt? Welch ärgerer Unglimpf droht denn dem Jagdteppich als statt in Wien in Paris zu hängen? Hat je ein Konservator anders als durch Ungeschick an dem ihm anvertrauten Schatz gesündigt? hätte er je wie der Literarhistoriker es gewagt, einen erhaltenen Wert zu zerstören und einen Strich, den er für verfehlt hält, weil seine Stumpfheit eben hier die schöpferische Notwendigkeit nicht spürt, glatt zu überschmieren? An einem der ungeheuersten Verse der Goethe'schen Pandora haben sich die Herausgeber der großen Weimarer Ausgabe dieser Missetat erdreistet, sich unter ausdrücklichem Hinweis auf die Urfassung dazu bekennd, einfach, weil sie die Sprachtiefe für einen Schreibfehler hielten und die schäbige Verstandesmäßigkeit ihrer Interpungierung, für den Plan des Genius: »Rasch Vergnügte schnellen Strichs« — gleich den Kriegern des Prometheus an eben jener Stelle. Von solchem Hirnriß, der nun für alle folgenden Ausgaben maßgebend ist und bleibt, von solchem Verbrechen, mit dem sich die deutsche Literaturbildung in ihrer Ohnmacht vor dem Geist durch Frechheit behauptet, von solchem Exzeß deutschen Intelligenzknotentums möchte ich sagen, daß er die Kulturschmach von zehn ans Ausland verkauften Tizians, die doch höchstens durch ein Eisenbahnglück und durch keinen Historiker verstümmelt werden können, in Schatten stellt. Die deutsche Bildung möge noch so laut versichern, daß sie ohne Goethe nicht leben kann, ja sie möge es sogar glauben — welche Beziehung hat der deutsche Leser zu einem Vers, wenn der deutsche Gelehrte kapabel ist, an dessen heiliges Leben Hand anzulegen? Eben noch die, daß er seinerseits imstande ist, »Über allen Gipfeln ist Ruh« zu einem U—Boot—Ulk zu verunreinigen. Wenn Güter des Geistes den Empfänger so begnadeten, wie die zurechtgemachte Fabel wähnt, so müßte allein von solcher Wortschöpfung, müßte sich von den vier Zeilen, die Matthias Claudius »Der Tod« betitelt hat, eine allgemeine Ehrfurcht auf den Kreis der Menschheit verbreiten, in dessen Sprache solche Wunder gewachsen sind, nicht allein zur Heiligung dieser selbst, sondern zur Andacht vor aller Naturkraft und zur Läuterung der Ehre des Lebens, zu seinem Schutz gegen alles, was es herabwürdigt, kurzum zu einer politischen und gesellschaftlichen Führung, die den Deutschen dauernd vor dem Gebrauch von Gasen und Zeitungen bewahrte. Es müßte mehr Stille in dem Hause sein, in dem solche Worte einmal vernommen wurden, und kein Gerassel mehr hörbar, seitdem ein Atemzug der Ewigkeit zur Sprache ward.

\* \* \*

Festsaal des Ingenieur— und Architekten—Vereines, 28. November, halb 7 Uhr:

- I. Goethe, Faust II. V. Akt (ohne die letzte Szene).
  - II. Gerhart Hauptmann, Hannele Matterns Himmelfahrt.
- Begleitmusik: Dr. Karl Meyer.

\*

Festsaal des Niederöst. Gewerbe—Vereines, 2. Dezember, halb 7 Uhr:

- I. Ferdinand Raimund: Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär, II 4 bis 7 / Aus III 8: Monolog des Wurzel

(Aschenlied) [Musik von Josef Drechsler]. — Der Alpenkönig und der Menschenfeind, I 11 bis 21 [Musik von Wenzel Müller] / Der Verschwender III 10: Monolog des Valentin (Hobellied) [Musik von Cohradin Kreutzer].

II. Das Notwendige und das Überflüssige (nach »Die beiden Nachtwandler«), Posse mit Gesang in zwei Akten von Johann Nestroy, bearbeitet von Karl Kraus [Musik nach Angabe des Bearbeiters, gesetzt von Otto Janowitz und anderen].

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Der volle Ertrag dieser wie der vorhergegangenen Vorlesung — zu beträchtlich erhöhten Preisen — ist der Heilanstalt Alland (Notstandsausschuß der Heilanstalt Alland II bei Baden) zugeführt worden: — inklusive Erlös des Programms und bei Provisionsverzicht der Verkaufsstelle Lanyi und Gratisdruck durch die Druckerei — K 20.342,20.

\*

Mittlerer Konzerthausaal, 8. Dezember, 3 Uhr.

I. Die Gesellschaft der Feinde. — Die letzten Tage der Menschheit: Wachstube / Kastelruth / Monolog der Schalek und Chor der Offiziere / Lied des Roda Roda / Winter in den Karpaten / Der fliehende General, Nowotny von Eichensieg [aus der »Letzten Nacht«], mit Begleitung / Erzherzog Friedrich / Während der Vorstellung in einem Vorstadttheater. — Empfang durch die Kriegsberichterstatlerin / Aus der Gefangenschaft. — Legende / Schnellzug. — Zur Darnachachtung <sup>1</sup> — Miserere.

II. Die Republik ist schuld / Franz Joseph / Der Letzte / Sprachpflege / Umsturz / Restauration / Wohnungswechsel. — Szene der Generalstäbler / Feldpostbriefe (Der Optimist und der Nörgler). — Post festum. — Volkshymne.

Ein Teil des Ertrags für die Internierten in Ungarn (Sammelstelle Wien V. Rechte Wienzeile 97).

Auf dem Programm: Das Publikum wird ersucht, lieber zuhause zu bleiben, als zu spät zu kommen.

\*

Festsaal des Niederöst. Gewerbe—Vereines, 14. Dez., halb 7 Uhr.:

I. Johann Nestroy: Die verhängnisvolle Faschingsnacht, I, aus 6 bis 10: Lorenz <sup>2</sup>, Jakob, Holzhacker; Frau Everl, Kräutlerin; Frau von Schimmerglanz; Ein Bedienter / Der böse Geist Lumpazivagabundus oder: Das liederliche Kleeblatt, III, aus 7, 8: Pepi Hobelmann und Knieriem. (Musik von Adolph Müller sen.) / Die Familien Zwirn, Knieriem und Leim oder: Der Weltuntergangstag, I, aus 9: Entree des Knieriem <sup>2</sup> / Das Lied von der Chimäre <sup>2</sup>. — Frank Wedekind: Die Hunde / Das Lied vom armen Kind [zum erstenmal gedruckt in der Fackel Oktober 1904] (beide nach der Originalmelodie) / Der Zoologe von Berlin (zum erstenmal gedruckt in der Fackel Juni 1905). — Karl Kraus. Mir san ja eh die reinen Lamperln <sup>2</sup> / Hypnagogische Gestalten. — Detlev v. Liliencron: Ballade in U—dur / Die betrunkenen Bauern (zum erstenmal gedruckt in der Fackel November 1905) / Begräbnis (eines der letzten Gedichte, zum erstenmal gedruckt in der Fackel September 1909). — Karl Kraus: Jugend. — Matthias Claudius: Phidile / Der Frühling / Kriegslied. — Gottfried August Bürger: Der wilde Jäger. — Karl Kraus: Gebet.

1 Siehe S, 45. [KK], Seite 31 in dieser Ausgabe

2 Melodie nach Angabe des Vortragenden.

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

II. Gerhart Hauptmann: Die Weber I. und II. Akt.

Der volle Ertrag — ähnlich wie 2. Dezember — : K 11.9 19,60 ist der Gesellschaft der Freunde, I., Singerstraße 16 zugeführt worden.

\*

Mittlerer Konzerthausaal, 19. Dezember, 3 Uhr:

I. Die letzten Tage der Menschheit: Ringstraßen—Korso, (I. Akt) / Volksschule / In der Wohnung der Schauspielerin Elfriede Ritter / Ein Wiener Nachtlokal / Seitengasse. — Post festum.

II. Die letzte Nacht (Begleitung zu: General und Nowotny von Eichensieg)

Ein Teil des Ertrags für eine arme Familie und für den I. Blinden—Unterstützungsverein (VIII. Florianigasse 41).

Brünn, 9. Dez.

P. T.!

Soeben kaufe ich die Nr. 554 / 556 u. finde auf dem Titelblatte:

»Preis dieses Heftes  
K 12 / csl. K 6 / Mk. 5

An der außerordentlichen ... ist der Verlag nicht beteiligt.«

Daß der Verlag am Zuschlag beteiligt wäre, ist wohl nicht mehr notwendig, wenn er csl. K 6 für K 12 dō. u. Mk. 5 für K 12 dō. übernimmt.

Er verkauft nun ein und dieselbe Nummer um K 12 in Deutschösterreich, in den andern Staaten für K 40— Vierzig.

Bei dem Abonnement übernimmt der Verlag Mk. 30 mit K 50 statt mit K 240 — Zweihundertvierzig.

Ich glaube, daß dies mehr als Wucher ist u. bin fest überzeugt, daß Herr Karl Kraus in Unkenntnis dieses Vorgangs ist.

Hochachtend

.....

Wien, 14. Dezember

Herrn ...

Brünn

Die Dummheit Ihres Briefes entkleidet ihn seines beleidigenden Charakters und würde jedenfalls in einem Strafprozeß als mildernder Umstand sehr wesentlich in Betracht kommen. Trotzdem möchten wir, einen solchen ohne weiteres anstrengen, wenn nicht der Tatort im Ausland läge und somit nebst den daraus resultierenden Schwierigkeiten der Valuta auch den aus diesen wieder entspringenden Frechheiten schwer beizukommen wäre. So profitieren Sie doch von der Ungerechtigkeit des Friedens von St. Germain, indem es Ihnen zwar nicht gelingt, ein Heft der Fackel, das in Deutschösterreich nur 12 Kronen kostet, um 2 csl. Kronen zu kaufen — eine Enttäuschung, die Sie auf die wucherische Absicht des Verlags der Fackel zurückführen — , aber doch wenigstens so, daß diese Auffassung ungesühnt bleibt. Wir wollen Ihnen aber nicht verhehlen, daß wir gern bereit sind, Ihnen Gelegenheit zu geben, sie vor einem Wiener Gericht geltend zu machen, und schlagen Ihnen zu diesem Behufe vor, Ihren Brief noch einmal zu schreiben und in Wien aufgeben zu lassen. Wir nehmen an, daß ihr Rechtsgefühl und Ihre hochmoralische Absicht,



einen flagranten, ja auf dem Titelblatt einer Zeitschrift affichierten Fall von Wucher zu enthüllen, Sie die Reise nach Wien nicht scheuen lassen wird, während uns doch kaum zugemutet werden kann, uns gegen einen solchen Vorwurf in Brünn zu verteidigen. Schon heute aber wollen wir Ihnen, ohne dem Ausgang dieser Verhandlung vorzugreifen, deren sachliches Ergebnis mitteilen: es würde bewiesen werden, daß jenes Heft nicht den Tschechoslowaken zu teuer, sondern den Deutschösterreichern zu billig verkauft wurde und daß der mit Recht anzusprechende Preis csl. K 6 = K 36 ist. Ihr törichter Hinweis auf das andersgeartete Mißverhältnis beim »Abonnement« würde Ihnen aus dem Grunde wenig helfen, weil es sich hier evidentere Weise überhaupt um keine valutarische Berechnung, sondern nur um die allgemeine Mitteilung der aus Gründen der Expedition so und so festgesetzten Mindestvorauszahlungen handelt, die beliebig überschritten werden können und natürlich gemäß dem auf dem Titelblatt für jedes Einzelheft festgesetzten Preis verrechnet werden. Es ist übrigens durchaus löblich, daß Sie hier die Auslandsvaluta als die rechtmäßige und für die inländischen Bezieher eine fast fünfmal so hohe Bezahlung anerkennen.

Bleibe noch übrig, Sie in Ihrer Überzeugung zu erschüttern, daß Herr Karl Kraus in Unkenntnis dieser preistreiberischen Vorgänge ist, er hat von ihnen schon vor Ihrem Schreiben Wind bekommen, zwar nicht, weil er sich dafür interessiert oder darauf Einfluß nimmt, aber weil sie ihm als Leser der Fackel unmöglich entgehen konnten. Wir machen Ihnen gern das Zugeständnis, daß wir Ihre Schmähung als eine im allgemeinen Interesse der Brüner erfolgte Handlung auffassen, da Sie selbst sich ja für die Überhaltung beim Ankauf der Fackel bereits durch ungenügende Frankierung Ihres Schreibens wenigstens teilweise schadlos gehalten und uns einer gerechten Strafe zugeführt haben. Indes, alles in allem möchten wir Ihnen doch sagen, daß wir Ihre Anklage zwar für eine grenzenlose Frechheit, aber schon Ihre Beschwerde für einen Beweis jener ausländischen Tüchtigkeit halten, die, weil alles daheim teurer geworden ist, wenigstens die österreichischen Erzeugnisse preiswert erstehen will, die folgerichtig verlangt, jenes Heft der Fackel in Zürich um 15 Cts. zu kriegen, und die sich nicht einmal mehr anstrengt, bei uns billig einzukaufen, sondern im Lande bleiben und sich redlich von unserer Valuta nähren möchte.

Der Verlag der Fackel

---

Wien, 11. Dezember.

[*Wanderbühne.*] Die »*Journalisten*« Gustav Freytags, die jetzt von der Wanderbühne in der »*Urania*«, gespielt werden, geben ein ebenso lebenswürdiges wie *unzutreffendes Bild des Zeitungswesens* von heute. *Konrad Bolz*, der lustige Schwerenöter, der noch die Muße findet, im Wahlkampf selbst mit Laune einzuschreiten, *Bellmaus*, der schüchterne »*Goldschnitt*«—Lyriker, der in der Hast des Tagesdienstes noch für schwärmerische Gefühle die Sammlung findet — diese heiteren Typen gehören einer versunkenen Epoche an. Nur in einem entscheidenden Punkt trifft *Konrad Bolz* noch jetzt das *Wesentliche des wahren Journalisten*: in der *Begeisterung* und *Hingabe* für den Beruf, in der *selbstlosen* Erfüllung einer übernommenen Pflicht, im Erfassen des geistigen *Reizes*, der darin gelegen ist, in den Wirbel der Ereignisse tätig einzugreifen und dem Augenblick durch das geformte Wort Dauer zu

gewähren. Und auch darin ist *Konrad Bolz* ein Vorbild geworden: daß er von diesem Beruf, dessen *aufreibender, die Nacht zum Tag machender Dienst, dessen Verantwortung, Sorge und Mühe dem Publikum kaum bekannt sind*, dennoch nicht zu lassen vermag und daß auch ihm, nur dem *echten, militanten Journalisten*, die Feder erst in seiner letzten Stunde entsinken wird.

No und was is mit Schmock<sup>1</sup> ?

\* \* \*

### DIE ANKUNFT RICHARD STRAUSS' IN WIEN.

Wien, 10. Dezember

Direktor Dr. Richard Strauß ist heute gegen 12 Uhr nachts *mit einer einstündigen Verspätung* in Wien eingetroffen.

Also bitte — von Kalifornien! Wo doch heute die Leute von Gmünd mit einer achtstündigen Verspätung in Wien eintreffen. So weit ich zurückdenke, habe ich etwas Blöderes als diese Meldung, selbst in der Neun Freien Presse nicht, in der sie stand, gelesen. Sie ist aber von vielen Seiten blöd, auch nach der Raumverteilung der Ereignisse mit den Einzelheiten und den Details, nach der Verhatschung der Perspektive, die so gestellt ist, als ob die lang erwartete Ankunft des Meisters, in fetten Lettern gedruckt, unmittelbar, noch eh er sich die Hände gewaschen hat, das Wiener Hungerproblem beeinflussen müßte, nach der individuellen Note dieser Berichterstattung, die die Tatsache vom Tag der Empfängnis datiert und wenn der Richard Strauß, den sie erwartet hat, um zwei Stunden Verspätung gehabt hätte — das einzig Sensationelle an der Meldung ist ja doch, daß es eine einzige, war —, genötigt gewesen wäre, zu schreiben, daß er morgen gegen 1 Uhr nachts mit einer zweistündigen Verspätung in Wien eingetroffen ist, wobei es zweifelhaft bleibt, ob nicht auch zwölf schon morgen ist — kurzum, wenn ich nicht Unwichtigeres zu tun hätte, könnte ich ein Buch über diese Notiz schreiben.

\* \* \*

Wien, 18. November

[*Personalnachricht*] Dr. Franz *Blei*, der diesjährige Preisrichter der Fontane—Stiftung, hat Gina *Kaus* für die Novelle »Der Aufstieg« (Georg Müller Verlag, München) den Fontane—Preis verliehen. —

\* \* \*

... Direktor Bernau nimmt den König ganz grau in grau, indem er die Figur gewissermaßen nur mit Bleistift zeichnet, und entgeht durch diese Tat eines sehr sicheren künstlerischen Instinkts den meisten Gefahren, die in dieser Rolle liegen. Er spielt mehr den geprüften Familienvater als den Beherrscher zweier Weltteile, sein Zorn und Schmerz ist mehr der eines gestrengen Herrschers, der infolge der Einflüsterungen seines ersten Prokuristen Alba und seines Hausarztes Domingo seiner Frau zu mißtrauen

---

1 Das ist der Name einer auftretenden Person, der zur Gattungsbezeichnung des Zeitungsgesindels wurde.

beginnt und dessen Sohn die »Fackel« liest; aber auch diese Verbürgerlichung ließe sich aus der Dichtung selbst rechtfertigen.

Und zwar hatte Don Carlos gerade jenes Heft der Fackel in die Hand bekommen, in dem nachgewiesen war, daß Herr Friedell auch dann ein Humorist ist, wenn er nicht will.

---

## VERDÄCHTIGE ZEITUNGSINSERATE

### »MASSEUSEN« UND »MANIKÜREN«

#### *Exemplarisch bestrafte Gelegenheitsmacherinnen*

Die immer krasser auftretende Sittenverderbnis in Wien — sagt das Neue Wiener Journal

veranlaßt Polizei und Strafbehörde zu schärferen Maßnahmen gegen die *sogenannten* Masseusen und Maniküren, die unter diesem Titel in ihre »Salons« Herren *locken*, um ihnen dort Gelegenheit zum Verkehr mit Frauen und Mädchen zu bieten.

Ei, von allen Gelegenheiten, die das Leben dieser Zeit und dieser Stadt zu bieten haben, nicht die gefährlichste, und von einer Falle, in die man gelockt wird, könnte wohl nur die Rede sein, wenn die Herren das gefunden hätten, was verheißen war. Aber wie lockten denn jene? Wie erfuhren die Herren und ferner die Behörden davon?

— — durch *verdächtige Zeitungsinsertate*, in welchen sich *Frauenspersonen feinen Herren* zur Massage oder Maniküren anboten — — unterhielt in der Salvatorgasse eine aus fünf Zimmern bestehende, luxuriös eingerichtete Wohnung und empfahl sich als »äußerst geschickte Maniküre«. Die Erhebungen bestätigten —

daß sie es war? Nicht doch, sondern

den Verdacht in vollem Umfang. Die Kupplerinnen nahmen von den Mädchen die Hälfte des Liebeslohnes in Anspruch.

Und wie viel mußten sie davon den Zeitungen geben?

Welch glänzenden Geschäftsgang sie aufzuweisen hatten, geht aus den vorgefundenen Aufzeichnungen hervor — — im August sogar 18.630 Kronen verdiente, wozu noch der Reingewinn aus den verabreichten Speisen und Getränken kam.

Nach Abzug der Kosten für die Zeitungsinsertate.

— — daß sie nach den beschlagnahmten Gebrauchsgegenständen wie Ruten und Peitschen und dergleichen, widernatürlichen Umgang begünstigten — — Aber auch in der Wohnung der sauberen Schwestern selbst wurden Herrenbesuche empfangen — — sie suchten ihr schändliches Vorgehen so gut es ging zu beschönigen — — Die näheren Details aus der geheim geführten Verhandlung entziehen sich der Veröffentlichung.

Zum Unterschied von den Inseraten in derselben Nummer:

*Masseurin für Herrschaften*

— — — — —

*Vorzügliche Masseurin*  
empfiehlt sich den ersten Kreisen

---

In der Rubrik, in der sonst »Material über die Fackel« angeboten wird. Das sittlich Gravierendste, was man dieser vorwerfen könnte, dürfte wohl die seit jeher vertretene Ansicht sein, daß gegenüber dem Ruf seines redaktionellen Teils die Masseusen—Inserate geradezu eine Rehabilitierung des Neuen Wiener Journals bedeuten. Die Gelegenheit, die es den Masseusen und Maniküren macht, ist die weitaus unbedenklichste von allen, die seine Mitarbeiter je hatten und wer sich über Empfehlung des Neuen Wiener Journals nach Gebühr mit Ruten und Peitschen traktieren läßt, handelt moralischer als der Hermann Bahr, denn während jener sich einer öffentlichen Anregung zu einem privaten Vergnügen bedient, beichtet dieser am Sonntag dem Lippowitz, daß er unter der Woche einen Rosenkranz gebetet habe. Das ist mehr als widernatürlicher Umgang, das ist Exhibitionismus krassester Art, ganz abgesehen davon, daß man unmöglich glauben kann, ein alter Feuilletonist, der doch noch einen andern Ehrgeiz kennen muß, als zur Fußwaschung heranzureifen, habe wirklich in einer Salzburger Kirche ein Erlebnis gehabt, wenn er es in Wien an die große Glocke hängt. Es mag ja, da hier von einem geschlechtlichen Unterschied kaum gesprochen werden könnte, der Fall sein, daß aus Journalisten mit der Zeit alte Betbrüder werden, die zwar nicht mehr unterm Strich gehen, aber noch ein Tagebuch haben. Allein die Schaustellung ihrer Himmelfahrten, und noch dazu in einem Judenblatt, ist weit obszöner als die Handlungen, die das Neue Wiener Journal seinen Masseusen und Maniküren vorzuwerfen hat. Denn man verkenne nicht, daß seine Moral schon daran Anstoß nimmt, daß sie eben die Gelegenheit gemacht haben, zu der das Neue Wiener Journal Vorschub leistet. Die Objektivität seiner Gerichtssaalberichterstattung, die nicht umhin kann, zuzugeben, daß die Anlockung durch »verdächtige Zeitungsinsertate« geschehen ist, weil es ja doch schwer hielte, zu glauben, daß die Masseusen und Maniküren ihre Geschicklichkeit aus dem offenen Fenster verkündigen, leidet keineswegs durch den Umstand, daß sie auf das Neue Wiener Journal selbst offenbar nicht den geringsten Eindruck macht. Denn daß Masseusen hinter den reellen Absichten, die ihr Name verheißt, auch noch andere Bestrebungen verbergen können, welche die Moral eben jener Kreise verletzen, denen sie zugutekommen, stellt sie tief unter die Journalisten, die so ehrlich sind, hinter dem sozialkritischen Ernst, mit dem sie das Laster angehen, gleich dessen Propaganda zu betreiben. Nur ein Umstand wäre geeignet, die Autorität des Neuen Wiener Journals herabzusetzen. Wollte es sich nämlich darauf berufen, daß die fünf Angeklagten über die von ihm eingeräumte Unsittlichkeit hinaus auch noch des Verbrechens schuldig waren, unerfahrene Mädchen, ja ihre eigenen Töchter dem von ihm geförderten und geschmähten »Schandgewerbe« zuzuführen, so würde ein negatives Ergebnis der Untersuchung, ob nicht gerade diese »Frauenspersonen« dem Neuen Wiener Journal die feinen Herren zu verdanken hatten, keineswegs beweisen, daß das Neue Wiener Journal ihre Annoncen abgelehnt hat, sondern leider nur das eine: daß nicht alle Masseusen und Maniküren Vertrauen zum Neuen Wiener Journal haben und manche eben doch in ihrer Anhänglichkeit an die Neue Freie Presse nicht wankend geworden sind. Über die Gründe ihrer Haltung befragt, würden sie der Wahrheit die Ehre geben und sagen, daß feine Herren das Neue Wiener Journal nicht

---

## DU HERR OBERST!

Der Verteidiger des monarchistischen Obersten Wolff hat — mit einigem Erfolg — für den Angeklagten geltend gemacht, seine Zeitung werde eh von niemandem gelesen, Wolff sei sich der Folgen seiner journalistischen Tätigkeit »nicht bewußt«, er könne für seine Ausdrucksweise nichts, er habe sie von anderen gelernt; »wenn ein *Kind* in einer Gesellschaft von Erwachsenen unangemessene Ausdrücke hört und sie dann selbst gebraucht, dürfe man nicht das Kind züchtigen«. In diesem Sinne verurteilte der Gerichtshof den Staatswehrowolff wegen Aufreizung zum Mord zu drei Monaten Arrests, aber auch diese Verurteilung war nur »bedingt«, und zwar wieder im Sinne jener republikanischen Justizreform, die unter andern für Angeklagte, die noch nicht 18 Jahre alt sind, den Vollzug der Strafe bis auf weiteres, das heißt, wenn sie sich zusammennehmen, nachsieht. Nachdem dies geschehen war, veröffentlichte »eine große Zahl ehemaliger k. u. k. Offiziere«, schwarzgelb bis auf die Knochen der andern, in der Reichspost eine Zuschrift an den Obersten Wolff, in der sie sich, hochverehrter Herr Oberst, erlauben, hochverehrten Herrn Oberst für das mannhafte Auftreten bei Verteidigung ihrer Standesehre, das Herr Oberst sowohl in den seinerzeit in der periodischen Zeitschrift »Staatswehr« erschienenen Artikeln, als auch *ganz besonders in der Schwurgerichtsverhandlung* an den Tag legten, ihren Dank und ihre restlose Anerkennung in Hochachtung, bzw. gehorsamsten kameradschaftlichen Gruß auszudrücken, und aus deren Ton die gespenstischen Gebärden dieses Milieus, in dem es die Ansprache »Du Herr Oberst« gab, zu einer hier durchaus ansprechenden Wirklichkeit auferstehen. Da Herr Oberst somit doch ein Kind sind, wenn gleich eines, das sich wie's Kind im Haus Habsburg fühlt, so werden die Fibelstücke, die er in seiner »Staatswehr« veröffentlicht, in jener Zeitung, die es dem Staat wehren will, ohne Habsburger auszukommen, erst verständlich:

Ein Begleiter des Kaisers Karl auf der Fahrt zur Habsburg (der überall, wohin er kommt, mit Majestät angesprochen wird, weil das Ausland mit dem Irrsinn einer Entadelung und eines Namensraubes sich nicht abfinden kann) äußerte sich, daß der Kaiser eine staunenswerte militär—geographische Kenntniss beweise. Auf der langen Autofahrt wußte er über jede Straßenrichtung und Benützbarkeit *zutreffend Bescheid*.

Das ist insofern viel, als es — wie ich aus eigener Anschauung weiß — wirklich schwer ist, zur Habsburg zu gelangen. Ein Österreicher, der nach dieser Ruine fragt, fühlt sich schon durch die Beobachtung angeheimelt, daß sich dort niemand auskennt und die Angaben in bezug auf Wegdauer und Richtung immer unpräziser werden, je näher man an die Sehenswürdigkeit herankommt. Der unsichere Sucher ist ausschließlich auf die Fährte angewiesen, die ihm der schlechte Zustand der Straßen bietet, da ihm der Instinkt mit immer steigender Gewißheit sagt, daß er sich in der Nähe des habsburgischen Ursprungs befindet. Karl mag in bezug auf die topographischen Verhältnisse noch dadurch im Vorteil gewesen sein, daß ihm die Ruine durch die lebhaftere Vorstellung des Zustands, in dem er Österreich zurückgelassen hat, gegenwärtig war. Was die Stammburg der Habsburger selbst anlangt, so ist zu sagen, daß sie schon dadurch die größte Sehenswürdigkeit bildet, daß sie außer einer Büste des Franz Joseph nichts als einige Photographien aus dem Atelier Adele, darstellend den Rudolf und die Stephanie, enthält. Die Büste des Franz Joseph ist von einem kaiserlichen Rat gestiftet, der alljährlich zu einem Schießen in die Gegend zu kommen pflegte und, wie die Ruinenkellnerin

erzählt, der einzige Vertreter des Kaiserhauses ist, der je heraufgekommen war. Die Ruine ist aber auch dadurch eine Sehenswürdigkeit, daß sie, wiewohl sie außer ein paar Mauern und drei Photographien des Erzhauses nichts enthält, trotzdem dieses überdauert hat. Was indes für Fibelleser bei weitem nicht so eindrucksvoll sein dürfte wie die Beschreibung der Tätigkeit, der sich der letzte Habsburger in Prangins hingibt:

Dort lebt der Kaiser still und *zurückgezogen in ernster Arbeit, vertieft in die Lektüre der Tageblätter*, innig vertraut mit allen Ereignissen und Vorkommnissen in *seinem* armen, schwergeprüften Lande, bedacht, wie er Abhilfe schaffen könnte in den mannigfachen Nöten und Drangsalen *seiner vielgeliebten Völker*.

Um aber das Bild der Persönlichkeit zu vervollständigen, ist auch eine Beschreibung der Photographie, die von ihr aufgenommen wurde, nötig:

Seine Majestät trägt weißen, steifen Umlegkragen mit dunklem Schlips, offenes, einreihiges Sakko. Der Ernst des im Sturm gereiften Mannes sieht ihm aus dem treuherzigen Auge.

Treuherziges Auge, offenes Sakko — es entspricht ganz dem arglosen und so gar nicht zugeknöpften Wesen der Persönlichkeit, deren Vorzüge noch in allgemeiner Erinnerung sind aus der Zeit, ehe das »Salonblatt« melden konnte, daß sie Laxenburg für Prangins verlassen habe. Der günstige Eindruck wird durch ein zweites Bild noch verstärkt:

Die Majestäten sitzen; die Grafen stehen ungezwungen —

Es handelt sich natürlich um eine photographische Illusion, die den Grafen mehr Freiheit zugestanden hat

einer vor, einer hinter dem Sofa, auf dem *Unser* Kaiser sitzt

Wessen Kaiser da gemeint ist, ist etwas unklar.

*Ihre* Majestät in weißer Gesellschaftstoilette bei Vermeidung der herrschenden Modetorheit großer Dekolletage und zu kurzer Schoß. Eine lange einreihige Perlenschnur der einzige Schmuck.

Also ein Bild der Einfachheit, das denn auch der »Staatswehr« den Ausruf abschmeichelt:

Eine vorbildlich sittsame Frauengestalt in Anmut und Würde.

Kein Zug einer Familienähnlichkeit erinnert an das Kaffeegeschäft der Parmas, zu dem der Graf Czernin kein freundliches Gesicht gemacht hat. Dieser Graf stand aber auch nicht ungezwungen, sondern war gezwungen, zu gehen. Daß sich der Oberst Wolff mit besonderer Teilnahme den Kindern zuwendet, ist nicht unbegreiflich:

Der Kaiser mit Kronprinz Otto, Erzherzogin Adelheid und Erzherzog Robert. Die Kinder *am mit Quadersteinen gefütterten Ufer mit Angelruten über dem Wasser*. Seine Majestät mit russischem Paletot (Gürtel), stehend, unmittelbar hinter den Kleinen, sie beaufsichtigend und belehrend,

Offenbar belehrt er sie, wie man Fische, die nicht anbeißen wollen, dennoch fängt. Mangels ausgiebigerer Lockspeise muß es mit dem Köder der »Staatswehr« gehen. Und um allen braven Landeskindern, die wie der Oberst Wolff das Zeug dazu haben, auf dem einmal betretenen Wege fortzufahren, ein Beispiel zu geben, wie wahre Bescheidenheit allein den Lohn erntet, im Leben vorwärtszukommen für und für, wird ihnen das folgende Lesestück dargeboten:

Als Erzherzog Karl mit seiner hohen Gemahlin einst zufällig verspätet bei einem Konzert eintraf, nahm er samt Erzherzogin Zita *auf einer der rückwärtigen Sitzreihen Platz*, statt auf den vorders-

ten, reservierten Plätzen! *Staunen und befriedigende Bewunderung erfüllte das Publikum.*

Und wisset ihr auch, wer der brave Knabe war? Wir wissen es. Und fürwahr, kein Österreicher, der das Herz auf dem schwarzgelben Fleck hat, also auf dem rechten, wird fürder im Hinblick auf solche Herrschertugenden den Verlust von zehn Millionen Toten der Rede wert finden.

---

Die Buchausgabe der »*Letzten Tage der Menschheit*« ist im Druck, dürfte aber kaum vor dem Frühjahr erscheinen. Die vergriffenen Sonderhefte werden nicht nachgedruckt.

\* \* \*

Der im »Verlag der Schriften« soeben erscheinende V. Band der *Worte in Versen* (Druck von Jahoda & Siegel, Wien) enthält:

Nach zwanzig Jahren / Inschriften: Sprachschöpfung; Zweifel; Versäumnis; Der Erotiker; Mahnung; Der Misogyn / Die Verlassenen / Traum / Legende / Dichterschule / Inschriften: Die Verehrer; Sonderbare Polemik; Die Lage der Deutschen in Österreich; Der Redner; An denselben / Peter Altenberg / Inschriften: Christen; Das siebente Gebot; Schlechter Tausch; Prestige; Felix Austria; Nibelungentreue / Kaiserlied / Der fliehende General / Chor der Offiziere / Die letzten Tage der Menschheit (Die Gasmasken. Die erfrorenen Soldaten. Der alte serbische Bauer. Die Flammen. Die zwölfhundert Pferde. Leonardo da Vinci. Die Lusitania—Kinder. Die Kriegshunde. Der tote Wald. Die Mutter. Das österreichische Antlitz. Die Raben. Die weiblichen Hilfskräfte. Der ungeborne Sohn) / Der Totenkopffhusar / Nowotny von Eichensieg / Volkshymne / Inschriften: Franz Joseph; Der Letzte; Zusammenhänge; Gespräch mit dem Monarchisten; Restauration; Vermögenssteuer; Das Kirchenvermögen; Der Funktionär; Freiheit in Wien; Sprachenpflege; Erzherzog Friedrich; Wozu der Lärm? / Nachruf / Inschriften: Trost des Generalstabs; Immer feste druff!; Die Republik ist schuld; Reaktion; Umsturz; Bessere Methode; Wohnungswechsel / Miserere / Schnellzug / Als ein Stern fiel / Hypnagogische Gestalten / Inschriften: Nationalismus; Völkerrechtschreibung; Die Zeitungsetter; Die große Zeit; Ungarische Monarchie; Mord in Ungarn; Dilemma; Entente bestiale; Militarismus / In perpetuum rei memoriam / Stimme vom Mars / Apokalypse.

\*

Die Änderungen des Textes der Fackel sind geringfügig und beziehen sich meist nur auf die Interpunktion. Eine sprachlich wesentlichere Korrektur hat etwa den Schluß von »Hypnagogische Gestalten« und eine Inschrift betroffen:

#### DER FUNKTIONÄR

Entgegenkommend zu sein und verbindlich  
des k. k. Beamten äußerstes Lob war,  
das in der Amtssprache tunlichst erfindlich,

wenn er nicht diesbezüglich auch grob war.

Um die Bestandteile gut zu verbinden,  
mußte der Funktionär konnivent sein,  
nach oben, nach unten, nach hinten sich winden,  
rücksichtlich weil mr eh schon am End sein.

Nun, da sie doch auseinandergegangen,  
was soll ihm noch seine Verbindlichkeit frommen?  
Tunlichst, um hinsichtlich anzufangen,  
unserem Ende entgegenzukommen.

Zu diesem Anlaß sei die Tatsache hervorgehoben, daß mit Ausnahme des I. Bandes der Worte in Versen noch keiner eine zweite Auflage erreicht hat. Das soll nicht beklagt, bloß als Bestätigung der oft vermerkten Meinung gesagt sein, daß nur ein verschwindender Teil der Leser der Fackel aus Lesern besteht und also Wert darauf legt, dem Wert selbst, dem von Interessen und Anlässen befreiten, zum Werk der neuen Verbindung erhöhten Sprachgut gegenübergestellt zu sein. Unter der Mehrzahl dürfte die Stimme jener vorherrschen, die da meinen: »Dichten hätt' er nicht sollen«, es aber beigeiste nicht als Urteil, sondern bloß als die Aversion jener abscheulichen Gewitztheit ausspielen, die nur zweifelt, weil sie so ganz und gar sicher ist und selbstverständlich auch vor einem Goethevers ihren Kopf behielte und herzschreu würde, wenn ihr die Bildung da nicht die Pflicht auferlegte, das Maul zu halten. Feuilletonkommis tragen gar keine Bedenken, dieses Grinsen, das sonst nur ungescheut an den Jour gelegt wird, auch in Druck zu legen; weil aber der Vertrag mit dem Verleger die Bedingung enthält, daß kein Exemplar, verlangt oder unverlangt, an eine Zeitung oder Zeitschrift geschickt werde, hat kein Essayist bis heute diese Verbände beachtet. Der Gewinn aus dieser Tatsache ist für den Verleger geringer als für den Autor, der Ruhe wünscht und nebst seinen anderen Ansichten auch die von der deutschen. Literaturkritik gern bestätigt findet.

---

Wien, 20. Dezember

An

F. A. Brockhaus

Leipzig  
Querstr. 16

Herr Karl Kraus dankt für Ihre freundliche Aufforderung, Ihnen einen Abriß seines Lebens und Wirkens zu liefern. Wenngleich er indes gewohnt ist, vor seiner eigenen Öffentlichkeit über alles, was sein Wirken betrifft, zu sprechen, so trägt er doch Bedenken, irgendjemandem außer einer Paßbehörde auch nur zu sagen, wann er geboren wurde. Aber auch abgesehen von dieser mehr grundsätzlichen Verhinderung wäre er leider nicht in der Lage, nun, nachdem die Fackel 22 Jahre erscheint, mehr als ein Dutzend Bücher von ihm zu Auflagen gelangt, etliche über ihn erschienen und zweihundert Vorlesungen von ihm gehalten sind, einem wissensdurstigen Lexikon mitzuteilen, wie er zu all dem gelangt ist. Nicht als ob er darauf erpicht wäre, es umgekehrt endlich von Ihnen zu erfahren. Aber nichts ist ihm heute weniger erwünscht, als autobiographische Material zu liefern, damit es vielleicht einem Spezialisten anheimfalle, der schon durch die Verspätung solcher Neugierde hinrei-



chend dargetan hat, wie er zu dem Objekt seines rezenten Interesses in Wahrheit steht. Ein Leser der Fackel, der diese viel länger kennt und der ohne Vorwissen des Herausgebers sich vor etwa zehn Jahren an die Redaktionen der deutschen Lexika mit der Anfrage gewandt hat, wie es denn möglich sei, daß selbst in der Betrachtung der Geistigkeit Wiens die Tatsache der Fackel einer Öffentlichkeit verschwiegen ist, der doch die Lebensläufe der belanglosesten deutschen und österreichischen Literaten <sup>1</sup> nicht vorenthalten werden, hat ihm die ziemlich hochmütige Antwort, welche die Redaktionen auf diese Anfrage wußten, übermittelt, und er möchte nun auch gern den Zeitpunkt verstreichen lassen, zu welchem ihr Fachmann einen Schriftsteller reif befindet, seine Biographie vor ihm aufzusagen. Es ist ja durchaus nicht unbegreiflich, daß einer, der sich auch über Österreichische Geistesfakten sozusagen auf dem Laufenden erhalten will und den Katalog der Erscheinungen, den die Neue Freie Presse dem Ausland vorstellt, für vollständig erachtet, es manchmal als störend empfindet, daß ihm eine unbekannte Tatsache plötzlich über den Kopf wächst. Da aber der, den's eigentlich angeht, seinerseits wieder längst, wenn er es je hatte, das Interesse daran verloren hat, den Lesern eines Konversationslexikons erschlossen zu werden, so muß er bedauern, Ihnen auf diesem Wege nicht entgegenkommen zu können. Er wäre höchstens in der Lage, Ihre Redaktion, die sich vielleicht durch seine Gleichgültigkeit in diesem Punkte an der Veröffentlichung dessen, was sie nunmehr für wissenswert hält, nicht behindern lassen wird, vor falschen Informationen zu bewahren, indem er sie auf eine Quelle verweist, der sich die richtigen entnehmen lassen: das Buch »Karl Kraus und sein Werk« von Leopold Liegler. Sie würden sich für diese Hilfe im rein Tatsächlichen am passendsten durch die Erfüllung seines Wunsches revanchieren, den er an Sie wie an alle Institute, die sich fachmäßig mit literarischer Kritik befassen, auf dem Herzen hat: sie in seinem Fall zu unterlassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel.

---

In Nr. 554 — 556, S. 18, Z. 20 ist statt »Inniren« Innern zu lesen; ebenda S. 34 ist in der zweiten Zeile nach dem ersten Zitat ein stilistischer Fehler zu korrigieren: statt »für ein fortgesetztes Objekt«: für die fortgesetzte modale Bestimmung (Objekt war als das der Betrachtung gemeint, mußte aber neben »Subjekt« als Terminus der Sprachlehre aufgefaßt werden).

Die Warnung, »beschmitzen« für keinen Druckfehler zu halten, hätte auch auf »Gäterin«, S. 9, Z. 7 ausgedehnt werden sollen. Denn allzu gäh (jäh, im Wienerischen noch gach = jach), mit dem Wunsch sie zu jäten, haben sich Leser auf diese alte, aber in der Verbindung mit »Gärtnerin« (Z. 5) so lebendig wirkende Form gestützt.

\* \* \*

Ich  
lese keine Manuskripte und keine Drucksachen,  
brauche keine Zeitungsausschnitte,

---

1 Die Wikipedia als die große Restmülltonne links-rot-grüner Gesinnung geht in Bezug auf Belanglosigkeit aufs Ganze: Kein argentinischer Fußball- oder Tennisspieler darf hier fehlen.

interessiere mich für keine Zeitschriften,  
begehre keine Rezensionsexemplare und versende keine,  
bespreche keine Bücher, sondern werfe sie weg,  
prüfe keine Talente,  
gebe keine Autogramme,  
wünsche nicht besprochen und nicht genannt, nicht nachgedruckt, propagiert oder verbreitet, weder aufgeführt noch vorgetragen zu werden, in keinem Katalog, in keiner Anthologie, in keinem Lexikon vorzukommen,  
bedarf keines Kunstgenusses, vermeide jede gemeinsame Gelegenheit zu einem solchen, gehe in keine Ausstellung, kein Konzert, kein Kino und — seit fünfzehn Jahren, mit der unvergeßlichen Ausnahme des König Lear mit dem Herrn Wüllner — in kein Theater,  
besuche keine Vorlesungen außer den eigenen,  
weiche jeder Möglichkeit aus, einen öffentlichen oder privaten Tanz zu beobachten oder sonst an einer Lustbarkeit, einem Spiel oder irgendeiner die Pietät für zehn Millionen Tote und für hundert Millionen noch Lebende verletzenden Unterhaltung teilzunehmen oder es zu sehen,  
verschließe mich jeder Zerstreung, Einladung, Verständigung, Anregung,  
erteile keinen Rat und weiß keinen,  
mache keinen Besuch und empfangen keinen,  
schreibe keinen Brief, will keinen lesen und verweise auf die völlige Aussichtslosigkeit jedes Versuchs, mich zu irgendeiner der hier angedeuteten oder wie immer beschaffenen, schon in ihrer Vorstellung meine Arbeit störenden, mein Mißbehagen an der Außenwelt mehrenden Verbindungen mit eben dieser bestimmen zu wollen, und habe nur noch die Bitte, die auf alle derlei Unternehmungen vergeudeteten Porto— und sonstigen Kosten von jetzt an der Gesellschaft der Freunde Wien I. Singerstraße 16 zuzuwenden.

\* \* \*

Dem gleichen Zweck — der Ernährung tuberkulöser Kinder — mögen alle jene so freundlichen, nun immer häufigeren anonymen Spender von Blumen zugetan sein, bedenkend, daß auch diese, schlecht gepflegt, zu schnell verwelken. Und daß jenen das viele Geld doch besser frommte als den Blumenhändlern, ist eine Erwägung, die auch dem Beschenkten ein Gefühl schafft, das von Dank und flüchtiger Freude beiweitem nicht aufgewogen wird.

---

## Miserere

Meine von mir verheerten Hörer,  
hin und her, sind sie alle Verehrer  
und hören nicht mehr, daß ich mir selbst nicht gehöre  
und daß ich selbst mich nie in der Arbeit störe,  
und begehren so sehr mit mir zu verkehren,  
denn was ich gebäre, soll ich auch ernähren,  
ich darf nur gewähren, ich kann mich nicht wehren,  
ich muß ihn erhören, sie will mich verehren,  
das erhört nicht die Bitte, mich nicht zu verheeren!

Doch bin ich nicht willig und will es entbehren,  
mich sperrend ums leere Geplärre nicht scheren —  
so werden sich Wetter und Wirrnis schon klären,  
vorüber die Wolken, vorbei die Chimären:  
die Verehrer werden sich selber verkehren,  
mich Mores und Psychologie dazu lehren!  
Denn ihre Verehrung ist tief und sinnig!

Drum wenn ich nur höre von einem Verehrer,  
hör' ich auf und hör' nur den Ruhestörer  
und erwehre mich derer, die stets ich vermehre  
und deren jeder entschlossen doch wäre,  
bei mir zu schlafen, zu meinen Ehren,  
statt meiner auf meinen Lorebeeren.  
Und mag ich nicht was ich gebäre begehren —  
sie, die sich in sehrender Sehnsucht verzehren  
und das Hehre daher in Haß gleich verkehren,  
sie werden wie weiter eiternde Schwären  
fortwährend noch mehr hysterisch gären  
und, während sie zehrend am Namen sich nähren,  
sich über und gegen und durch mich empören  
und den Krieg wie vorher mir die Liebe erklären  
und sagen, ich soll mich zum Teufel scheren!  
Denn ihre Bekehrung ist echt und innig.  
War ich der Betörte? Bin ich der Lehrer?  
Sind sie die Verehrten? War ich der Verehrer?  
Was immer ich füllte, es bleibt eine Leere.  
Und nährt sich das Nichts auch an kosmischer Sphäre,  
wird dennoch sein Anspruch an mich nicht verjähren.  
Sie zerren mich fort durch ihre Miseren,  
um aufbegehrend mein Werk zu erschweren —  
Gefährten? Nein, miserable Hetären,  
unbrauchbar noch wenn sie den Rücken mir kehren.  
Erinnyen sind es, die mich beehren,  
mißratene Huren, gelungene Keren!  
Sie stechen mit den mir gestohlenen Speeren  
und versperren den Weg mir, mich zu durchqueren.  
Und wenn sie nur meinen Namen röhren,  
dann werde ich, eh sie selber es wären:  
mir abtrünnig!

## Haus Müller im Frieden

*Hans Müller:* Der Kaiser kommt mir bis an die Tür entgegen, er streckt mir die Hand hin, er blickt mich aus seinen großen, strahlenden Augen mit dem gütigsten Lächeln an und sagt: »Sie haben uns im Kriege eine so schöne Dichtung geschenkt — was dürfen wir im Frieden von Ihnen erwarten?«

*Der Hauptmann:* Einen schweinishen Schwank — hätten S' sagen solln.

*Hans Müller:* Herr Hauptmann, melde gehorsamst, vor dieser Stimme schwindet sogleich jede Befangenheit — aber den Mut habe ich doch nicht aufgebracht, Herr Hauptmann!

*Der Hauptmann:* No ja, 's is a hakliche Situation.

Wenn mein Gemüt nur um ein Alzerl prophetischer gewesen wäre, hätte ich meinen Hauptmann vom Kriegsarchiv sagen lassen. A schweinishes Stuck — hätten S' sagen solln. Wohlan! Was sich jetzt, mit der Zugkraft jener Stiere, die ihm beiwohnen, und mit jenem Bombenerfolg, den uns im Weltkrieg außer den »beiden Berichten« nur noch die täglichen Bulletins über Müllers »Könige« gemeldet haben, im Deutschen Volkstheater begibt, soll der Gipfel dessen sein, was die republikanische Freiheit, die Müller dem Sturz seiner Könige verdankt, dem Theatergeschäft mit geschlechtlichen Angelegenheiten gestattet. Die jähe Toleranz, die den Ausruf des »ersten Liebesabenteiers des Eexkaisers Karl« in der Kärntnerstraße gestattet hat und, mehr als das, einem Sudler den Verkauf eines angeblichen Separee—Erlebnisses der Kaiserin Elisabeth, auf dessen Enthüllung die Menschheit fünfzig Jahre gewartet hat, sie wagt auch nicht den Drang des Hans Müller anzutasten, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, die den Spießbürger seit jeher im Theater am meisten interessiert haben und die erst seinen Abscheu erregen, wenn er ihnen in der Kunst oder im Leben begegnet. Denn es ist glatt unwahr, was in der so fragwürdigen Kunstrubrik der Arbeiter—Zeitung in einer Kritik, die sich an Toleranz gegenüber dem Müllerschen Wirklichkeitsdrang schon mit der Zensur messen kann, gesagt wird: daß es das »Frauenideal der Schiebergesellschaft« ist, dessen Auftreten auf der Bühne »die Zensurverhältnisse von heute Möglichkeiten eröffnen, die Haus Müller mit seinem bewährten Blick erkannt hat«. Seitdem die moralbefangene Menschheit Dirnen und Diebe auf eine Stufe stellt, hat kein Typus von Mann die amoralische Frau weniger zu seinem Ideal erkoren als der antimoralische. Nichts als der stoffliche Anreiz, der Publizität einer Heimlichkeit teilhaft zu werden, die der nicht besitzt, der sie »benützt«, und der verachtet, der sie nicht erkennt, ergibt eine Theaterwirkung, die nicht zu verfehlen, ein sittliches Armutzeugnis ist, aber die Ehre eines Metiers, das sich in der »Schiebergesellschaft« weit höherer Achtung erfreut als jenes, das ihr stoffliches Bedürfnis noch unmittelbarer befriedigt. Es wäre aber ungerecht, dem, der es trifft, sich die Zeit, der er zu dienen versteht, auch nutzbar zu machen, die Konsequenz seiner Tüchtigkeit und demgemäß auch die Inkonsequenz seiner Stoffwahl vorzuwerfen. Man kann von einem Dramatiker, der so lange die Nibelungentreue gehalten hat als es nur irgend ging, unmöglich verlangen, daß er der Mann oder das Roß sei, sich bis zum letzten Hauch einer Konjunktur, die nun einmal vorbei ist, zu opfern und von der Habsburgergasse, hei, nicht in die Kärntnerstraße abzu-

biegen, von der, wie es in allen Kritiken heißt, die Kolleginnen der Anna »Wunderdinge erzählen« und wo es jetzt so hoch hergeht. Nein, der Dramatiker, der im Stücklohn arbeitet und auf die Saisonarbeit angewiesen ist — was an und für sich schon das Problem der Prostitution seinem Interessenskreise annähert —, wird um des strammen Entschlusses, nicht mehr Schulter an Schulter mit dem Geschmack der Zeit zu gehen, sondern Schenkel an Schenkel, durchaus nicht zu tadeln sein. Daß ihm das Leben der Anna von der Kärntnerstraße dabei so stagelgrün aufliegt wie nur das Ludwigs des Bayern, kann der Wirksamkeit seiner Tendenz keineswegs Abbruch tun. Die tiefere sozialethische Absicht Müllers, das Problem der Prostitution in einem Zugstück zu meistern, steht außer Zweifel. Gerade weil Müller von »dem Leben«, vor dem der Spießbürger das Grauen der eigenen Schuld empfindet und an dem er sich für sein schlechtes Gewissen durch Benutzung wie durch Verachtung schadlos hält, als der literarische Vertreter eben dieses Lebenskreises nicht mehr erfaßt hat als was man auf einem Brünner Jour von den Abgründen wissen muß; weil sein Wiener Dialekt eben dort abgelauscht ist und die hoffnungslose Distanz zwischen einem intell. Isr. und dem Sumpfe der Großstadt offenbart, so bleibt nichts übrig als die Vermutung, daß er den Finger an eine Wunde am sozialen Körper legen wollte, und das ist womöglich noch unappetitlicher.

Dieser Hans Müller nun, so beliebt er beim Publikum sein mag, einerseits der Eier wegen, welche diese Tiere legen, zweitens auch infolge eines Optimismus, der selbst im Winter unsres Mißvergnügens von seiner Sonnigkeit nichts eingebüßt hat, dieser erfolgreichste Dichter der Saison ist, man sollte es nicht glauben, einer der verkanntesten Dichter der Epoche, der er doch auf Gedeih und Verderb zu dienen beflissen ist. Die Kritik, insbesondere die in Berlin, hat zwar weder den Willen noch leider die Kraft, ihm seine Erfolge zu schmälern, aber sie hält ihn — und hier dürfte in der Tat der Neid der besitzlosen Volksklassen, die auch Stücke haben, mitspielen — weniger für den mit Problemen als den mit Tantiemen ringenden Schöpfer, und dies verwundet ihn zwar, verschafft ihm aber auch die Bestätigung des Verkanntseins, deren der Glaube an seine Sendung keineswegs entraten kann. Ehrlich wie er ist, sollte er zugeben, daß selbst er angesichts der Zugkraft seiner Stücke in diesem Glauben wankend werden müßte und daß er, da doch eher ein Durchfall zum Verkanntsein berechtigt als ein Saisonserfolg, eigentlich nur nach »Hargudl am Bach« einigen Grund haben konnte, sich für ein Genie zu halten. Doch Müller vertritt mehr denn je diesen Anspruch und wähnt, heute auf der Sonnenhöhe des Schaffens zu stehn, von der man dem Vertreter des Neuen Wiener Journals die Schätze seiner Welt zeigen kann. Da er von der Berliner Premiereschlacht heimfand, verwundet und dennoch aufrecht, ernst, aber zuversichtlich, säumte er nicht, dem Reporter sein ungebrochenes Herz auszuschütten und das Problem der »Flamme« ausbauend und vertiefend, zu bekennen, daß Müller eigentlich bloß der Theatername für Mahadö sei, als den »wir alle uns ja irgendeinmal in unserem Leben gefühlt haben«, um »eine Bajadere zu retten und ein Erlösungswerk zu vollbringen« oder was. »Von etwas ähnlichem handelt mein Stück« — voilà oder vielmehr wohlan. Was es alles gibt! Und man muß es noch dahin gestellt sein lassen, ob dieser Handel nicht schon in so kurzer Frist der »Flamme« besser angeschlagen hat als sämtlichen ähnlichen Dichtungen Goethes zu dessen ganzen Lebzeiten. Aber auch auf Tolstoi kommt Müller bei dieser Gelegenheit zurück, der sogar, freilich, ohne jeden Gewinnanteil, das Motto zur »Flamme« beigesteuert hat. Er war dazu mehr minder verpflichtet. Denn »wie jeder junge Mensch« hat auch Hans Müller »einst mit der tolstoischen Tendenz gerungen«, sie aber schließ-

lich, da er sich ihr ja »mit allem seinen Lebenswillen entgegengesetzt« hat, besiegt, seit welcher Zeit die Welt die Kunst, sich zu freuen, zugerlernt hat. »Ich rang damals um eine Formel und fand sie«, bemerkt Müller. Aber da ringt man und schafft und handelt, und dann kommt die Kritik, insbesondere die in Berlin, und bestätigt »rauh«, daß man eben noch einen Theatererfolg gehabt hat. Und Müller will mehr. Er will Ringer sein und keine Zugkraft, und wenn er doch eine ist, so kann er nichts dafür. »Wen bekümmert schließlich die neben meinen Arbeiten unentwegt einhergehende kritische Sondertragödie!« entringt sich's ihm nicht ohne Bitterkeit, pah, wobei er aber nicht bedenkt, daß gerade sie eines Heiterkeitserfolges sicher sein kann. Auch Müller scheint das mählich zu spüren: man komme sich, gesteht er, »nach und nach selbst wie eine tragikomische Figur vor«. Diese streift aber vollends die letzte tragische Hülle ab, wenn sie bekennt:

Nie, all die Jahre lang, bin ich anders an einen Stoff geraten, als auf dem Wege des Mitleidens mit armer, menschlicher Kreatur. Ob es der gefangene König und seine blinde Frau war, oder der von Zunftdünkel umneidete, wissenschaftliche Schöpfer; oder Galilei, gehetzt, in Folterangst, oder das arme Dirnchen von der Kärntnerstraße — immer war Menschliches, Allzumenschliches mein Ziel. Wenn ich auszog, Mitleidsdichtungen zu schaffen, und an ihrer Statt nur »Wirksame Theaterstücke« heimbrachte — daran tragen wohl Mängel meines Talents die Schuld, nicht, denke ich, Mängel des Charakters.

Müller übertreibt. Mängel des Charakters hat man ihm nicht vorgeworfen und Mängel des Talents braucht er nicht erst zu beweisen. Daß er, als er an den gefangenen König geriet, vom Mitleid mit der Kreatur und nicht von der Hoffnung auf die Konjunktur geleitet war, glaubt man ihm aufs Wort, vom Galilei in die Kärntnerstraße ist auch nur ein Katzensprung und der von Zunftdünkel umneidete Schöpfer ist er selbst. Er zog aus, ein Königreich zu suchen und fand seines Vaters Eselinnen. Er ist ein Dichter von Gottes und des Königs Gnaden und hat das Pech, dafür Tantiemen zu kriegen. Dennoch schätzt man ihn viel richtiger ein als er an sich glaubt, und man zweifelt weder an seiner Unbegabung noch an seinem Charakter. Der Mensch ist gut. Und der Müller ist ein so naiver Schöpfer, daß er gar nicht weiß, was er für ein gerissener Macher ist. Wie unbewußt er da zu Werke geht, weiß er selbst.

Und wer glaubt mir's, wenn ich sage, daß ich von all den »Effekten« beim Arbeiten nichts weiß! — Sudermann nannte mich in diesen Berliner Tagen scherzend seinen »Kronprinzen«. Ich kann mir's schon denken, wie er's, meint.

Ich auch. Er wird's schon so gemeint haben, daß die deutschen Kronprinzen zumeist den deutschen Kaisern nachgeraten, denen die Könige so gut gefallen. Wenn's Müllern fürder nicht behagt, wenn er die Thronfolge verschmäht und das Dramenschreiben, das ihm solche Mißverständnisse zuzieht, doch nicht lassen kann, so wäre noch Rat. Er brauchte bloß die literarische Effektenbörse, auf die er einen ihm so peinlichen Eindruck macht, durch die Eröffnung zu erschüttern, daß er künftighin bereit sei, den Reingewinn, den er beim Arbeiten so wenig berechnet hat, der ihm also ganz unverdient in den Schoß zu fallen pflegt, einem gemeinnützigen Zweck zu widmen oder auch nur einer Bajadere, deren Problemstellung einen Saisonschlager ergibt und bei deren Rettung so viel erlöst wurde. Es gibt für einen bessern Herrn der Erde Gelegenheiten in Fülle, armer menschlicher Kreatur, die man zu einem Stuck verarbeitet hat, das Mitleid wieder in Form jener Tantiemen zuzuwenden, die man ihr abgerungen hat, zumal wenn man selbst sich schon zu der

Erkenntnis durchgerungen hat, daß man sie nicht jenem schöpferischen Edelgehalt verdankt, den weder das Publikum spürt noch die Kritik anerkennt. Es muß doch für das Glück, daß einer auszog, Mitleidsdichtungen zu schaffen, und an ihrer Statt nur wirksame Theaterstücke heimbrachte, etwas wie ein Pönale an den Stoff geben, dem man's verdankt, und selbst Polykrates, der doch auch vom Erfolg heimgesucht wurde, hat, wenn auch erfolglos, es mit einem Scherflein probiert. Man muß nur probieren. Niemand zweifelt an Müllers Charakter und jeder, wenigstens solange er seine Stücke nicht gesehen hat, muß ihm glauben, daß Menschliches, Allzumenschliches immer sein Ziel war, wiewohl ich schon sagen muß, daß mir ein Theaterspekulant, der kein Hehl aus seinem Schandgewerbe macht und mit freier Stirn einbekennt, daß sich auch aus der Prostitution des Nebenmenschen Gewinn ziehen lasse, sympathischer vorkommt als der gefühlvolle Märtyrer der eigenen Tüchtigkeit, der's mit allen ehrlich meint und nur sich selbst belügt, einer, der die beste Haut ist und sie bloß sich selbst über die Ohren zieht, um auf diese Art auch die Wahrheit nicht hören zu müssen. Man stelle sich nur vor, daß der Hans Müller, wenn er schon davon durchdrungen ist, daß Ludwig der Bayer und die Anna dem gleichen schöpferischen Element entstammen, im Weltkrieg, also in der Zeit, wo die Menschheit soweit sie nicht im Kriegsarchiv zurückbleiben durfte, in Tod und Elend gejagt wurde, auf dem Wege des Mitleidens mit armer, menschlicher Kreatur vor allem auf Friedrich von Österreich und seine blinde Frau stoßen mußte. Weil aber das Erbarmen in Hans Müller als die Triebfeder, die seine Stücke schreibt, auch über den Friedensschluß fortwirkt und der Schöpfer ja seine Gestalten nicht nach der stofflichen Würdigkeit prüft, sondern eben allüberall das Menschliche aufspürt und selbst die enteren Gründe nicht scheut, um sich von da in die höheren Regionen zu schwingen, so bleibt eigentlich nur die Frage offen, warum denn Müller nicht nach dem Umsturz eine Tragödie der Könige und während des Kriegs ein Hurenstück geschrieben hat, womit er vielleicht sogar in einem tieferen Sinn der Aktualität gedient hätte, als es jetzt den Anschein hat. Wohl, der Schein trügt und Müller ist ehrlich. Aber es führt doch, weil's eben zweierlei ist, zu fortwährenden Verwechslungen.

Einem großen Teil der Kritik gelte ich vorneweg und unabänderlich als »Macher«, der nichts anderes erstrebt als Galeriewirkung — ein künstlerischer *Schubbejack*.

Traun, das Wort »Schubbejack« wird mir für die Szene, in der Müller den deutschen Soldaten umarmt und just dort, wo sich die andern Wunderdinge der Kärntnerstraße begeben, gute Dienste tun. Schabernack beiseite, um nicht für das gehalten zu werden, was er nicht ist, braucht er künftig bloß der Galeriewirkung, die er unbewußt herbeigeführt hat, bewußt zu entsagen oder auf deren Ertrag zugunsten irgendeiner Kreatur — 's muß nit just ein gefangener König sein, kann auch ein arm Dirnchen sein — zu verzichten. Statt solchen Entschlusses aber sehen wir Müller vor dem Interviewer sich eben die Geste abringen, mit der der Bonhomme im französischen Sittenstück, von der Gattin ruiniert, nach der Erkenntnis und vor Aktschluß dem treuen Prokuristen, der ihm rät nicht zu verzweifeln, um den Hals fällt: » — — Arbeiten! Arbeiten!« (Vorhang.)

... Das ist nun so langsam mein Schicksal geworden. Bitter oder tragikomisch, je nachdem — jedenfalls eines, das man nur durch eiserne Weiterarbeit an sich selbst überwinden kann, nicht durch Lamentationen.

Diese sind auch kaum zugkräftig, nur von eiserner Weiterarbeit ist wieder einer jener Saisonserfolge zu befürchten, die den Dichter so böser Verken-

nung preisgeben. Wer's in sich hat, muß noch an sich arbeiten, um's auch der Weit recht zu machen, die zwar betrogen sein will, aber immer besser betrogen. Doch täte jener unrecht, zu glauben, daß alle Kritiker so borniert sind, »nicht allein sein Werk, sondern auch die Motive seines Werkes zu schmäh«en. Man darf nicht generalisieren. Herr Raoul Auernheimer, der zwar ein munterer Seifensieder ist, aber im Zwang der journalistischen Pflicht um einen Rest von Reinlichkeit ringt, hat Müllern gegen den moralischen Vorwurf, daß er sich einen unmoralischen erwählt habe, mit den artigen Worten verteidigt:

Manche werden schon den Stoff, den er diesmal *in die Hand nimmt*, als anstößig und geschmacklos empfinden; dies mit Unrecht. Hans Müller gestaltet das Schicksal einer Dirne, *warum nicht, wenn es Poesie enthält?*

Der Beantwortung der Frage entzieht sich der vorsichtige Kollege, indem er wieder andere vorschreibt:

Andere werden, *und diese wohl nicht so ganz mit Unrecht*, zwar nicht das *Unternehmen* an sich, aber seine Durchführung in manchen Einzelheiten tadeln. Das hat mit einem immer philiströsen Stoffbedenken nichts zu schaffen.

Die Unmöglichkeit, wie man so gern möchte, mit einem Fußtritt das Unternehmen abzutun, läßt nur den Verdacht offen, daß es also keine Poesie enthalte und somit doch die Stofftadler im Recht seien. Deutlicher wird dann diese Frage in folgender Gegenüberstellung beantwortet, zu der sich Herr Auernheimer entschließt, um wenigstens durch das Lob Goethes irgendwie zu verraten, daß es ihm nicht möglich sei, Müller zu loben, und doch nicht erlaubt, ihn zu verreißen:

Auch Goethes »Gott und die Bajadere« *behandelt den von Müller gewählten Gegenstand*: die Rettung einer Dirne. *Aber freilich*, in was für einer Sprache behandelt er ihn!

Aber freilich! Doch man sieht, Herrn Auernheimer schien die Parallele, auf die schon Müller selbst zum Verständnis seines Werkes hingewiesen hatte, ein Ausweg. Zu solchen Lästerungen gibt sich in Wien eine Kritik her, der es verwehrt ist, über einen Unternehmer, der zum Konzern gehört, ihre Meinung zu äußern. Dagegen verdankt man Herrn Auernheimer doch Dialektproben, die mehr sagen als er je verschweigen könnte und mit denen er bei Erörterung des Problems der Anna gleich in medias res geht:

Was wißt's denn ihr ... was ane aus der Senkgruab'n von was die bei der Finster träumen tuat? (Fessellos) Daß aner nit gnua is ... weil aner nit gnua sein *kann*.

Wiewohl es nun ganz ausgemacht ist, daß noch nie ein Wiener Strichmädchen diesen Brünner Dialekt gesprochen hat, läßt sich doch zugeben, daß sie auch des Gedankens nicht fähig wäre und selbst dann nicht, wenn sie einem Brünner Herrn auf Verlangen ihr Büchel gezeigt und er ihr dafür als Tauschexemplar die »Flamme« dargeboten hätte, weil sie dann noch immer bekennen müßte, sie hätte es aus der »Büchse der Pandora«. Wiewohl man mithin schon gnua wüßte von der Psychologie, deren ane aus der Senkgruab'n fähig ist, so tuats nichts, wenn man noch mehr davon erfährt, denn das eigentliche Problem spielt sich zwischen diesen beiden Höhepunkten ab:

Rührt's mi kaner an! Ich will net zurück auf die Gassn! — — Net zurück!!! — Helfts mir!!!! — Ich bin — (zusammenbrechend) i bin a Muatter!!!



Man beachte, wie Müllers Pathos sie von Stufe zu Stufe, vom ich zum i herabgleiten läßt, bis sie schließlich vollends eine Muatter ist. Sie derfangt sich erst wieder, auf Gedeih und Verderb, in dem folgenden Naturschrei:

Mir graust vor meiner!!! Verspielt hab i!! — — verstengen S'? I kann ... kane Kinder net auf d' Welt bringen!!! — I bin ka Mutter!!! I bin a H...

Auernheimer, dem vor seiner graust, wenn er bedenkt, daß er der Kollege des Hans Müller ist, fügt erschüttert hinzu:

Sie spricht das Wort aus, und auch der Sohn spricht es in Gegenwart der Mutter aus, wenn er, *die Bilanz* seines Erlebnisses ziehend, schlicht und volkstümlich sagt: »Ich lieb' eine H... «

Alle sprechen es aus, sie, der Sohn in Gegenwart der Mutter, nur die Neue Freie Presse spricht es nicht aus, aus Standesrücksichten, da es ihr sonst vielleicht vor ihrer grausen möchte; denn sie is a Z.....g, verstengen S'? »Trotz dieser oftmals peinlich anmutenden Unsauberkeiten« — denn Müller, der keineswegs so zimperlich ist wie Auernheimer, läßt auch das Wort »Mensch« auf der Bühne aussprechen — »ist jedoch die 'Flamme'«, so findet Auernheimer, »ein nicht nur technisch, sondern auch *ethisch sauber gearbeitetes Buch*«. Man könnte ihm mit einer der Kolleginnen der Anna erwidern: »Du hast's guat, du hast doch wenigstens einen Genuß dabei«, hei! Das soll nämlich auch in der »Flamme« vorkommen, und diese Wendung sichert allein zehn ausverkaufte Häuser, die gewiß nicht weniger tragen als zehn andere, wenn sie gut besucht sind. Mich wird das Deutsche Volkstheater nicht zu seinen Kunden zählen. Ich bin kein Mitmacher. Mir würde, wollte ich das Tun und Treiben der Welt und insbesondere die Werke meiner literarischen Zeitgenossen aus der Nähe betrachten, zu viel einfallen. Ich muß mich schon, da meine Nerven die unmittelbare Anregung durch Leben und Theater nicht mehr vertragen und nicht mehr brauchen, auf das Hörensagen und Zeitunglesen verlassen für und für. Und nach dem zuverlässigen Eindruck, den ich so gewinne, kann ich nur sagen: Wenn das der Selige in Amerongen erlebt hätt! Wenn er dereinst aufersteht und wieder nach Wien kommt, wohlan, der wird schau! Und wenn ich dann erzähle, er habe den Hans Müller, der sich ganz auf die Friedensproduktion eingestellt hat, in der Hofburg nicht empfangen, dann wird dieser dran glauben müssen. Und nur entschädigt sein, wenn er die Bilanz seines Erlebnisses zieht. Hei.

---

## Weihnachtsgeschenke

Das vom Christbaum geschöpfte Rotationspapier hat uns, wie's der Brauch verlangt, seine Gaben beschert. Herr Dr. Max *Hussarek*, »Ministerpräsident a. D.«, »steht an den Trümmern des Weltbrandes«, in dem zwar das Reich, das er regiert hat, aber nicht die Reichspost, für die er schreibt, zugrundegegangen ist. So ist es ihm vergönnt, den Vertrag, der den Staat verpflichtet, einen Teil unserer Lebensmittel über Triest zu beziehen, wie folgt zu interpretieren:

Das zum bettelhaften Krüppel verstümmelte Österreich — (gewiß doch, diese Schwarzgelb—Alben tun so, als ob Österreich zur Entschädigung für die Niederlage in einem Angriffskrieg eine Vermehrung des Besitzstandes zu erwarten gehabt hätte)

mußte es also noch auf sich nehmen, *dem Banditen*, der es überfallen hatte, eine Einnahmsquelle zu eröffnen.

Ganz abgesehen von dem enthüllten Herzensplan des Herrn Conrad, der heute nur noch in Innsbruck im Tarockspiel mit den Söhnen Cadornas die Partie verliert, dieselbe schon langt vor dem frisch gewagten Weltkrieg zu beginnen, dürfte es die Revision eines ungerechten Friedens nicht wesentlich beschleunigen, wenn die Frechheit die zu eng gezogenen Grenzen überschreitet und sich mit solcher Tonart an den Wohltätern Österreichs vergeht. Der Herr Hussarek, dessen Name schon wie ein Hetzlaut aus jenen Mäulern klingt, die das Wort »Katzelmacher« der Welt geschenkt haben, hat aber angesichts »zweier Erscheinungen unserer Zeit« doch noch die Hoffnung auf eine schönere Zukunft der Menschheit.

»Aus all dem Jammer der Jahre des Krieges und dem noch größeren jener des unseligsten Friedens« leuchtet ihm nämlich »in unversehrtem Glanze die Lehre und das Wirken der Nachfolger Petri auf dem obersten Stuhle der Christenheit, der Hirten des Schatzes der geoffenbarten Glaubens— und Sittenlehre hervor«,

in deren Namen die gekrönten Schufte die Menschheit im Viehwagen zur Schlachtbank transportiert haben. Über den Trümmern des Weltbrandes »ragt unversehrt und erhaben das Vorbild des Kreuzes«, hoc signum, das nicht imstande war, die Menschheit vor der größten Bestialität seit und vor dessen Errichtung zu bewahren, und seine Bekenner wenn schon nicht zu erheben, so doch unversehrt zu erhalten, da sie ja im Gegenteil alle auf einmal darin zu »siegen« gehofft hatten. Und die Hussareks, die in dieser Zuversicht Gold für Eisen gaben und noch Kirchenglocken für Kanonen als Draufgab, sehen es, unenttäuscht, wie aus dem Meer von Blut, nun aus dem Chaos von Wucher und Fraß aufragen, mit dem Aufschwung der Preise auch den der Seele erhoffend immerdar. Das ist die eine der Erscheinungen, die Herr Hussarek hat. Sie dürfte so lange vorhalten, bis die Schwarzen und die Gelben dem Zauber ein Ende machen und die Gehirne Europas von den Verpflichtungen sündig errungener Unschuld befreien. Doch bis dahin brauchts lange Weile, die die Hussareks entsprechend auszufüllen gedenken.

Die ungleich weniger mächtige, aber doch *bereits ebenfalls die Herzen stärkende und erquickende ist das Wiederaufleben des fast schon ganz verloren gewesenen Gedankens des legitimen Rechtes*. Überall, wo es gekränkt wurde, *regt es sich wieder*, meist zwar schüchtern wie die ersten *Frühlingsblümchen*, noch halb unter der Schneedecke, hie und da, wie jüngst in Athen, doch schon in hellem Jubel. In der Kraft der Ideen der religiösen Erneuerung und der *Wiederkehr des Rechts* aber wird das kranke Europa genesen. Das ist unsere Hoffnung am Tage der Geburt' des Herrn.

Im ersten Augenblick würde man meinen, der gute Christ erhoffe, nach der Schmach der Unterstellung des Lebens unter den Gewaltbegriff, die Wiederkehr des Rechtsgedankens. Er erhofft aber nur die Wiederkehr jenes »legitimen« Rechts, das die Gewalttätigkeiten sanktionieren und der Ordnung halber wieder in der Hand eines zwar nicht Berufenen, aber Auserwählten vereinigen soll. Er meint eben jenes Recht, dessen Wiederaufleben die ordentliche und die außerordentliche Henkerjustiz in Ungarn bedeutet und das in Deutschland, wo das Hakenkreuz über den Trümmern des Weltbrands ragt, sich im herzerquickenden Freispruch der Studierenden aller Mordsfakultäten ankündigt. Überall regt es sich wieder, wie die ersten Frühlingsblümchen, die nur noch mit etwas Blut zu begießen sind, und auch wir dürfen hoffen, wenn

wir etwa den Hussarek zum Gärtner machen wollten, mit so einem Märzveigerl, das schon den Kelch oder sagen wir die Lippe öffnet, beglückt zu werden. Man nennt es schlicht die »Wiederkehr des Rechts«. Hussarek sagt es durch die Blume. Aber er ist doch recht eindringlich. Da sitzt man mit der Austria in einem kalten, schlecht beleuchteten Lokal, ist froh, daß man seine Ruh hat, und wie aus der Kanone geschossen fährt so ein Blumenmann auf den Tisch los. Schöne Veigerln für die Dame!? Nein, Hussarek sieht schon ganz andere Bilder. Hussarek hört schon das Tedeum, denn er steht an den Trümmern des Weltbrands, noch ganz unter dem Eindruck jener Berichte über die Wiederkehr des Konstantin. Der Jubel war frenetisch, es herrschte Königswetter, Geschützsalven donnerten, schrilles Pfeifen von Sirenen ertönte, Rufe wie: »Wir haben dich zurückkommen lassen!«, »Er ist da!« erschollen. Der König wurde von der hinzu drängenden Menge fast erdrückt; denn er trug einen großen Federbusch und saß in dem à la Daumont bespannten Wagen, und das entschädigt für alles. Flugzeuge warfen in diesem Moment Lorbeerzweige vom azurblauen Himmel Griechenlands. Dieser lachte. Kein Zweifel, der unsrige wird auch kein Spaßverderber sein. Hussarek sieht sich schon auf dem Westbahnhof und fühlt, wie unter der kundigen Assistenz der Funktionäre Spielvogel und Zawadil — man wird Angelo Eisner v. Eisenhof bemerken — mit einstündiger Verspätung vorbei ist die kaiserlose, die schreckliche Zeit. Der Konstantin, in Athen so willkommen wie in St. Moritz störend allerwegen, mit seinen lachenden Töchtern ein Inventarstück sämtlicher Weltspiegel und Zeitechos wie nur die Familie Slezak in der Sommerfrische, ist ja nicht der einzige jener ebenso unbegabten wie schaffenslustigen Urlauber, denen die Schweiz trotz allerhöchst unsicherem Kantonismus ein Obdach gewährt hat. Das Recht kehrt wieder und des zum Zeichen wird man die Galgen mit Girlanden schmücken. Um Hussareks Zukunftstraum, wie man die Menschheit so und anders erhebe, abzukürzen, gebe ich ihm etwas Herzstärkendes ein:

(*Stammtischübersiedlung.*) Die seit 40 Jahren bestehende Stammtischgesellschaft »*Teppentisch*« hat ihr Domizil vom Reichenberger Bier—Beisl in *Köpfs* Restauration I. Bezirk, Wolfengasse, verlegt, was hiermit allen Freunden bekanntgegeben wird.

Es ist das Symbol alles Ereignishaften, das hierzulande mit einer Restauration nur irgendwie verknüpft sein kann. Hussareks Frühlingserwachen.

Vorläufig aber hängt noch alles, was uns beschert ist, am Weihnachtsbaum der Presse. Adalbert *Sternberg*, der sich, um journalistischen Verwechslungen vorzubeugen, »aus dem uradeligen Hause der Grafen Sternberg« unterschreibt, steht im Neuen Wiener Journal, also bei Löwenstein schlechtweg, gleichfalls an den Trümmern des Weltbrandes, und weiht dem »Homo austriacus« sein Gedenken. Er nennt ihn »den höchsten Kulturmenschen«, einen »Herzenskulturmenschen ersten Ranges, wie es auf der ganzen Welt keinen zweiten gibt«, Österreich—Ungarn den »ersten Herzenskulturstaat« und sagt im gleichen Rausch der Begeisterung: »Einen Heurigen, Praterspatzen, einen Brady, das war nur in Wien möglich« und »Von der geistigen Einfalt eines Homo austriacus macht sich ein Fremder keine Vorstellung«. Sternberg ist trotzdem ursprünglich viel begabter als der gleichnamige Humorist der Neuen Freien Presse, mit dem er offenbar verwechselt zu werden fürchtet und der am Sonntag die Schmucknotiz über Glatteis, Sperrsechserl, Tramwayüberfüllung, Friseurstreik, kurz Junggesellenlust und Leid anonym schreibt, ohne Verwechslungen befürchten zu müssen, da er eine Klaue hat, die man sofort erkennt. Nur sollte der temperamentvollere Sternberg, der derzeit zwischen der österreichischen und der tschecho—slowakischen Republik

schwankt und als einer der Trümmer aus dem Weltbrand uns vor Augen führt, was wir an der Monarchie verloren haben, sich aus Rücksicht auf seine Ahnen Maß anlegen und nicht so viel für Zeitungen schreiben. Gerade aus dem Grund, weil er begabter als sämtliche Journalisten der Zeitungen ist; für die er schreibt. Er kann von ihnen nur schlechtes Deutsch lernen, und das würde ihm in der Tschechoslowakei noch immer nicht vorwärtshelfen. Schon um im Neuen Wiener Journal vorteilhaft aufzufallen, sollte er weniger im Gotha und mehr im Adelung nachschlagen. Besonders, wenn er darüber klagen will, daß die Fremden es in Österreich so schlecht hatten, weil kein Homo austriacus ihre Sprache auch nur »radebrach«, was ihn im Übrigen nicht hindert, den internationalen Charakter des Homo austriacus hervorzuheben und als einen seiner Vorzüge zu rühmen: »Wer Österreicher sein wollte, mußte Sprachen *kennen*«. Die lateinische war bei allen Fähigkeiten, mit denen Sternberg die »*Homini austriaci*« versieht, so wenig darunter wie die deutsche. Dagegen muß er wieder neidlos zugeben, daß die »hervorragenden tschechischen Österreicher, Palacky, Rieger, Masaryk so gut Deutsch *kannten*«. Dem Homo austriacus weiß Sternberg nachzusagen, daß »nicht ein einziger öffentlicher Skandal seit einem Jahrhundert ihm vorgeworfen werden kann«, aber erstens ist es nicht wahr und zweitens wäre gegenüber dem einzigen öffentlichen Skandal, den das Dasein des Homo austriacus gebildet hat, ein einziger öffentlicher Skandal auch gar nicht aufhebenswert, und er bestand eben jeweils darin, daß er nicht entstand, weil sich hier jede Gemeinheit von selbst verstand. Sternberg, der über die meisten Dinge, die es gibt, verschiedener Meinung ist und alles, was Österreich betrifft, doppelt sieht, der den Franz Joseph als den Ursitz des Übels zeichnet, aber als den »Ideal—Homo austriacus den jeweiligen Kaiser selbst« verherrlicht, läßt sich zu der Halluzination hinreißen, es gebe »keine menschliche Gemeinschaft, die ähnlich gut war und ist als der wirkliche Österreicher<sup>1</sup>. *Man hat das am besten im Kriege gesehen*. Die ganze Armee war einer Grausamkeit total unfähig«. Man darf nicht generalisieren, aber offenbar hat der Gute von der lachenden Gemütlichkeit der den hingerichteten Battisti umgebenden Soldatengruppe auf die ganze Armee geschlossen. In Serbien und Galizien soll auch ohne Hamur gehängt und gesengt worden sein. Aber das Alibi der Wölfe ist ihre Verkleidung und das Plädoyer, mit dem sie noch immer Eindruck auf ihre Opfer machen möchten, ist, daß sie eh die reinen Lamperln seien. Die Herzenskultur Österreichs hat es nicht gehindert, die Welt in Brand zu stecken, und seine geistige Einfalt ihm nicht die Folgen vorgestellt. Herr Sternberg, der den Singular des Homo austriacus durchaus beherrscht, wird uns, durch mißglückte Verallgemeinerungen keine Träne nach einem Österreich abgewinnen, das man beim Heurigen beweinen mag, dessen Untergangswürdigkeit aber die Praterspatzen von allen Dächern pfeifen.

In der Neuen Freien Presse steht, der Vergangenheit nachdenkend, mit Zukunftshoffnung Austriaken in den Anschluß lockend, keinen graden Satz hervorbringend, Herr Maximilian *Harden* an den Trümmern des Weltbrands, ein Meister seines Stils wie eh und je, darin Höchstens noch von mir übertroffen. Nach langer Erholungsfrist habe ich, zur Weihnacht des gepönten Lesers mich erbarmend, mich in die Satzfron erniedert und werde den zum Erlösergeburtstag in die Holzpapiersitte der Phaiakenvolkheit geneigter Menschheitliebe entbundenen Klugschwatz des Gesinnungsmächlers, wenn dem aus stärkstem

---

1 Hier muß ich aber der Gerechtigkeit wegen einwenden, daß selbstverständlich die beste Gemeinschaft die der Mohammedaner ist, wie Allah selbst in § 3.110 des Korans sagt: »Ihr [gemeint ist: ihr Gläubigen] seid die **beste Gemeinschaft**, die unter den Menschen entstanden ist. Ihr gebietet, was recht ist, verbietet, was verwerflich ist und glaubt an Allah.«

Pflichtdrang erwachsenden Mühen, dem heute in Raumnot gebändigten, der widernde Ruch aus dem Sprachpferch erlösten Meinens nicht den Willenskanal stopft, ein nächstes Mal übersetzen.

---

## Ein christlicher Dreh

Man weiß, daß mein Haß gegen die jüdische Presse nur noch von meinem Haß gegen die antisemitische Presse übertroffen wird, während hingegen mein Haß gegen die antisemitische Presse nur wieder von meinem Haß gegen die jüdische Presse übertroffen wird, aus welcher Reaktion, die sich jeweils und stets mit gleichstarker Überzeugung für die endgültige hält, sich die mir von beiden Seiten vorgehaltenen »Widersprüche« hinreichend erklären mögen. Wenn ich jener vom Vater auf den Sohn vererbten gräßlichsten Stimme dieses Zeitalters ausgesetzt bin, dem akustischen Ausdruck einer Gewure, deren Organ jede journalistische Form, die doch an sich das Weltübel ist, sprengt und keine Zeitung mehr, nur noch »das Blatt« ermöglicht; wenn ich diese folternden Selbstgespräche einer Individualität empfangen, die mit fleischigem Finger den Ereignissen Stillstand und Fortschritt, je nachdem diktiert: Der Streik muß sofort aufhören, und darüber den Titel setzt »Notwendigkeit sozialer Ruhe in der jetzigen Krise«; wenn diese Zunge, die ohne Rufzeichen befiehlt, ohne Doppelpunkt anführt und ohne Spatium betrügt, über jüdische Kommata gleitend zu schmeicheln und zu tändeln beginnt und nur so hinwälzt, wir haben einen Präsidenten, der Euripides zitiert, was schon an und für sich kein Befähigungsnachweis wäre, aber noch dazu falsch ist, weil er Sophokles zitiert hat und zwar das jedem Wachmann geläufige Zitat »Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da«; wenn ich das über mich ergehen lasse, wünschend, ich wäre ein Vanderbilt, damit ich die Schmach kaufen könnte und dem Monstrum von einem Sohn, der die Hoffnung, daß mit dem Ableben des Vaters Ruh sein werde, so grimmig enttäuscht hat, dazu helfen, sich »das Blatt« vor den Mund zu nehmen — dann, ja dann wende ich wohl mein Ohr jenen Wiener Stimmen zu, die im Abendblatt der Reichspost zu so lockender Melodie eingefangen sind. Aber wenn ich sie einströmen lasse, ja nur einen Blick werfe auf die gottverlassene Unbegabung dieses Preßgojs, der von der andern Seite so wenig das Journalgesicht der Zeit trifft und so unmittelbar die Scheußlichkeit des Lebens wie jener; wenn ich nur die Starrkrämpfe dieses talentlosesten Zeichners aller Zeiten betrachte, der steif und fest behauptet, daß seine Figuren so aussehen und dessen gschmackige Unterschrift allein schon die Vision von Sirk—Ecke, Gartenbau, Gustomenscherln und Infanteriezwockeln heraufbeschwört; wenn ich dieses Brouhaha von stupiden Letterr erleide, die eine Rubrik einzuleiten scheinen und nur ein verhatschtes Zitat betiteln, diesen unwirksamen Wust von Tücke und Dummheit, diese Gedankensplitter eines Mostschädels, diesen hoffnungslosen Eifer eines Humors, der voraussetzt, daß die Welt verstehen werde, was »Ramatana« heißt, und der in der Devise »Rrtsch — obidraht!« triumphiert, diese brüllenden Beweise, daß Kasmader nicht besiegt sei oder wenn schon, so mit Unrecht, und daß die Welt sich doch einmal diesem Kulturideal beugen werde und daß die Habsburger doch die besten seien und daß es unter ihnen, als sie noch nicht Europa verwüstet hatten, doch viel schöner war als jetzt in Europa; wenn ich des Andrangs dieser Arischgesichter, in Wort und Bild, mich vergebens zu erwehren suche, wünschend, ich hätte die verlorene ungarische Million, sie zu

bannen — dann, ja dann blicke ich wohl nach der Neuen Freien Presse aus und denke mir, daß das Scheußlichste was es gibt, doch noch immer nicht so scheußlich ist wie das Scheußlichste was es gibt, worauf ich mich dann sofort wieder der Reichspost zuwende und so fort in infinitum dieser jüdischdeutsch-österreichischen Zeitlichkeit.

Aber schließlich haftet doch und obsiegt für eine Stunde der für eine Ewigkeit unauslöschliche Abscheu, den die folgende Leistung, also der Reichspost, mit dicken Lettern an der Spitze eines Sonntagsblattes (12. Dezember 1920), mir hinterlassen hat:

## ÖSTERREICH IM VÖLKERBUND

### *Die Bedeutung des Wahlausganges für die internationale Beurteilung Österreichs*

Genf, 11. Dezember

In dem Kommissionsbericht über die Aufnahme Österreichs in den Völkerbund ist die Rede bemerkenswert, die *Rowell (Kanada)* hielt, *der auf die Bedeutung des letzten Wahlausganges in Österreich hinwies und sagte: Österreich habe die Bedingungen für die Aufnahme in den Völkerbund erfüllt.* Es sei von hohem Interesse, in diesem Lande die Stabilität und die Produktionsmittel wieder herzustellen. *Der vollständige Wandel in Verfassung und Politik Österreichs sei ein entscheidender Grund, das Gesuch günstig aufzunehmen.* *Henessy* betonte, daß *die radikale Umwandlung in Österreich keinem Zweifel unterliegen könne.* Nachdem sodann *Fisher* den Antrag an die Versammlung gestellt hatte, der die Aufnahme empfahl, erklärten *Branting* und *Karnebeek*, ferner *Dänemark*, *Norwegen*, *Italien* und *Japan* dem Antrag zu sekundieren, worauf *Cuncus (Chile)* meinte, daß eine Abstimmung überflüssig sei. Auf Vorschlag *Henessys* wurde dennoch abgestimmt, um keinen Präzedenzfall zu schaffen, der in späteren Fällen Verlegenheiten bereiten könnte.

Dieser Kanadier, der noch Österreichs übertünchte Dreckigkeit nicht kannte — nicht zu verwechseln mit jenem in der Neuen Freien Presse mit den Worten gerühmten Landsmann: »Dieser Kanadier, der später Journalist wurde« —, also nicht dieser, auch nicht der von *Seume*, sondern jener Kanadier vom Völkerbund wird Augen machen, wie richtig die Reichspost seine geheimsten Intentionen erraten hat und zwar in einem Genfer Telegramm des Korrespondenzbüros, in dem sie noch von Wien aus rechtzeitig das Kompliment unterbringen konnte, daß die Rede »bemerkenwert« gewesen sei, wie auch die zutreffende Auslegung, daß er »auf die Bedeutung des letzten Wahlausganges in Österreich hingewiesen« habe. Es ist indessen auch möglich — und die Reichspost möchte es jedenfalls dahingestellt sein lassen — daß dieser Hinweis sogar mit ausdrücklichen Worten, die die Reichspost bloß dem Sinne nach zitiert, erfolgt ist. Denn *Rowell (Kanada)* hatte, entsetzt über den Zusammenbruch der Habsburger und alles, was sich sodann begab, den Sieg der Herren *Kunschak* und *Jerzabek*, der wieder bessere Zeiten für Kanada inauguriert, gar nicht erwarten können. Nun aber wollte er, ein Verehrer des Obersten *Wolff*, nicht länger aus seinem Herzen eine ungarische Mördergrube machen und sprach das Wort, das zwar allen Zeitungen, aber der Reichspost mit dem eigens für sie als Überraschung gedachten Sinn telegraphiert wurde.

In den andern lautet der Bericht über die Aufnahme Österreichs in den Völkerbund, wie folgt:

Genf, 11. Dezember. Aus dem Kommissionsbericht über die Aufnahme Österreichs sind einige Reden nachzutragen. *Rowell (Kanada)* wies unter Verlesung des Beschlusses der Washingtoner Arbeitskonferenz darauf hin, daß die Zulassung zur Arbeitskonferenz und *die Aufnahme in den Völkerbund für Österreich sowohl als auch für Deutschland miteinander verknüpft* seien, wenn auch die Zulassung dem Belieben der Völkerbundversammlung zu überlassen sei. Österreich habe *die Bedingungen für die Aufnahme in den Völkerbund erfüllt*. Es sei von hohem Interesse, in diesem Lande die Stabilität und die Produktionsmittel wieder herzustellen. *Der vollständige Wandel in Verfassung und Politik Österreichs sei ein entscheidender Grund, das Gesuch günstig aufzunehmen.*

*Jonescu* sagte, daß *der wesentliche Unterschied zwischen Österreich und dem alten Habsburgerreich* darin liege, daß sich Österreich von Ungarn, dem bösen Geist der Monarchie getrennt habe. Die einzig wahren Bürgschaften für die Erfüllung der Friedensbedingungen seien die moralischen und *Österreich habe seine Feinde von gestern überzeugt, daß es in einer moralischen Verfassung sei, die seine Treue zum gegebenen Worte verbürge. Das von Habsburg und von Ungarn befreite österreichische Volk verdiene das Zutrauen, das man ihm entgegenbringe.*

*Henessy* betonte, daß *die radikale Umwandlung in Österreich keinem Zweifel unterliegen könne. Der Wille, den Friedensvertrag auszuführen, sei evident. Das österreichische Volk scheine Beweise gegeben zu haben, daß es unter einem demokratischen Regime leben wolle.*

*Winiarsky* erklärte, die Lage sei einfach und die Haltung Polens werde es auch sein. Polen sei für die Aufnahme. Vorbehalte gelten nur für jene, die sie gestellt haben. *Benesch* habe sich über die Nichterfüllung des Minoritätenvertrages beklagt. *Winiarskys* Meinung nach beziehe sich dieser nicht auf kürzlich Eingewanderte.

*Benesch* führte dann an, daß man jene, die für Österreich optiert haben, nicht als Eingewanderte im Gegensatz zu den Einheimischen ansehen könne. Seine Bemerkung wegen der Minoritäten ändere aber nichts an dem, was er zu Gunsten der Aufnahme gesagt habe.

Nachdem sodann *Fisher* den bekannten Antrag an die Versammlung gestellt hatte, der die Aufnahme empfiehlt, erklärten *Branting* und *Karnebeek*, ferner Dänemark, Norwegen, Italien und Japan, dem Antrag zu sekundieren, worauf *Cuncus* (Chile) der Meinung Ausdruck gab, daß eine Abstimmung überflüssig sei.

Auf Vorschlag *Henessys* wurde dennoch abgestimmt, um »keinen Präzedenzfall zu schaffen, der in späteren Fällen Verlegenheiten bereiten könnte«.

Während also *Rowell* (Kanada) mit dem vollständigen Wandel in Verfassung und Politik Österreichs mindestens auf den Wahlausgang anspielt, durch den ihm die Bedingung für die Aufnahme in den Völkerbund eben erfüllt scheint, hat *Jonescu* ihn mehr auf die Befreiung Österreichs von Habsburg und von Ungarn bezogen. Wenngleich nun dieser offenbare Widerspruch —

weil es sich ja doch um Österreich handelt und man da keinen Richter nicht brauchen wird — beide an der Befürwortung der Aufnahme in den Völkerbund nicht zu hindern schien, so bleibt doch die Haltung Henessys schwankend. Jonescu gegenüber, der leider nicht anders zu interpretieren war, konnte sich die Reichspost entschließen, ihn gar nicht zu ignorieren. Henessy hingegen schien zwar durch die Meinung, daß die radikale Umwandlung in Österreich keinem Zweifel unterliegen könne, beiden Auffassungen recht zu geben, konnte aber doch unmöglich erwarten, daß die Reichspost von seiner Hoffnung auf ein demokratisches Regime in Österreich Notiz nehmen werde. Versteht sich, auch nicht von seiner Wahrnehmung, daß der Wille, den Friedensvertrag auszuführen, evident sei. Denn erstens verbürgt die von der Reichspost verstandene radikale Umwandlung in Österreich keineswegs den Willen, den Friedensvertrag auszuführen, da ja die Restauration der Habsburger im Gegenteil nur nach dessen Bruch erfolgen könnte. Und zweitens ist es einleuchtend, daß die Reichspost Henessys Meinung, der Sieg der Christlichsozialen bedeute eine radikale Umwandlung Österreichs, nur dann durch den Hinweis auf den Friedensvertrag hätte ergänzen können, wenn Henessy auch gemeint hätte, daß die Koalitionsregierung nicht gewillt war, den Friedensvertrag auszuführen. So blieb immerhin der erste Satz als die völlig unmißdeutbare Meinung Henessys verwendbar, die ebenso wenig wie die radikale Umwälzung in Österreich einem Zweifel unterliegen kann. Daß sie nicht ausführlicher zitiert werden konnte und gerade nur mit jenem Satz, mit dem Henessy der Ansicht Rowells (Kanada) zu sekundieren schien, hat er sich selbst zuzuschreiben; das kommt eben davon, daß die Redner im Völkerbund mehr sprechen, als die Reichspost brauchen kann, und nicht gleich selbst das auslassen, was sie nicht brauchen kann. Selbst Rowell (Kanada), der noch die glücklichste Fassung für den Bedarf der Reichspost gefunden hat, hätte sich die Bemerkung, daß die Aufnahme Österreichs mit der Deutschlands verknüpft sei, schenken können, da er ja dadurch von vornherein den Anschluß an seine Ansicht verloren hat, daß die Bedingung für die Aufnahme Österreichs durch den Wahlsieg der Christlichsozialen erfüllt sei. Die Redner im Völkerbund können doch füglich nur erwarten, daß die Reichspost von ihrer Zufriedenheit, daß jetzt in Österreich ein Umschwung eingetreten sei, Notiz nimmt, solange sie nicht sagen, von welchem Zeitpunkt sie den Umschwung datieren und welche Politik sie für eine Garantie dieses Umschwungs erachten. Hat Rowell (Kanada) die Entgleisung seines ersten Satzes, den ihm die Reichspost nachsah, durch alle folgenden wettgemacht, so hätte Henessy gerade den günstigen Eindruck des ersten durch alle folgenden verdorben, wenn ihm die Reichspost nicht zu Hilfe gekommen wäre. Hätte Jonescu sich zuerst allgemein hoffnungsvoll ausgesprochen und dann in Gottes Namen spezialisiert, so hätte man auch mit ihm etwas anfangen können; aber so ist er mit dem Hinweis auf Ungarn gleich in die Debatte geplumpst und hat sich dann immer tiefer verstrickt. Völlig unmöglich, und der in Kanada verbreiteten Anschauung total zuwider, ist natürlich der Schlußsatz: »Das von Habsburg und von Ungarn befreite österreichische Volk verdiene das Zutrauen, das man ihm entgegenbringe«. Nicht bloß wegen der leider unverkennbaren Ansicht des Redners über das Wesen der Umwandlung Österreichs, sondern vor allem auch deshalb, weil doch ein Volk, das von der Reichspost informiert wird, alles eher als das Zutrauen verdient, das man ihm entgegenbringt, und weil es, wenn es die infame Fälschung nicht von selbst gemerkt hat und auch jetzt nicht mit einem Fußtritt regaliert, sich an ihr mitschuldig macht und dadurch das größte Mißtrauen verdient, das man ihm entgegenbringen könnte.



Überhaupt bleibt die Frage offen, ob nicht auch jene Redner im Völkerbund, denen die Reichspost das Wort entziehen muß, wenn sie es ihnen nicht im Mund verdrehen kann, mit ihrer Meinung, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen dem heutigen Österreich und dem alten Habsburgerreich bestehe, auf dem Holzweg sind. Gerade jener Wahlausgang, dem die Reichspost einen so starken Eindruck auf Kanada nachrühmt und von dem es nun feststeht, daß die Aufnahme Österreichs in den Völkerbund nicht seinetwegen, aber immerhin trotz ihm erfolgt ist, hätte ihnen zu bedenken geben sollen und ein Blick auf das, was sich jetzt in den österreichischen Ämtern begibt, hätte ihnen bewiesen, daß dieser neugeborne Staat sich wie ein Kadaver fühlt — nicht als jenen durch den Totschlag des Friedens, sondern als weiland Seiner Majestät Kadaver —; daß er von keinem andern Gedanken als von der Sehnsucht regiert wird, daß kein wesentlicher Unterschied mehr sei zwischen dem heutigen Österreich und dem alten Habsburgerreich; und daß er nicht nur bereit ist zu vergessen, welche Mächte ihn von langer Hand zu einem Verein für Verarmung und Bettelei gemacht haben, sondern sich auch alles zu verzeihen, was inzwischen geschehen ist, wenn nur jene wieder zurückkehrten. Könnte es für dieses Heimweh nach Gespenstern einen drastischeren Beweis geben als den Zeitvertreib, sich mangels ihrer Erscheinung wenigstens an ihrer Sprache bürokratisch zu ergötzen — als den Einfall eines Amtstölpels, der unsere Gegenwart so wenig von jenem k. k. bedeckt fühlt, daß er allen Ernstes den Anschluß an die alte Melodie versucht, wonach nun unser Bündnis mit Ungarn »ausgebaut und vertieft« werden soll! Wäre dem Völkerbund eine einzige Nummer der Reichspost vorgelegen, vorausgesetzt daß es überhaupt möglich ist, diesen Tief— und Rückstand einer Zivilisation in die Idiome der Welt zu übersetzen, so hätte sie die Wahrnehmung gemacht, daß sich hieramts, hierorts nicht nur nichts verändert, nichts gewandelt, nichts umgeschwungen hat, daß hier nicht nur jene »Stabilität« herrscht, auf die es dem Völkerbund am allerwenigsten ankommt, sondern daß hier bei vollkommener Untätigkeit der Drang am Werke ist, daß sich nichts verändere; daß hier außer den Gesetzen der Schwerkraft und etwa noch der Trägheit kein einziges und gewiß nicht das der Kausalität respektiert wird; daß die Republik im Namen Seiner Majestät des Kaisers Justiz übt, den Hochverrat an ihr nicht als Straftat, sondern als Milderungsgrund betrachtet, sich selbst für die Folgen des kaiserlichen Verbrechens verantwortlich macht und dafür vom Kaiser gestraft sein möchte. Und wenns gar jene Nummer der Reichspost gewesen wäre, die den Bericht über die Aufnahme Österreichs in den Völkerbund gebracht hat, so hätten die Vertreter sämtlicher Staaten erkannt, daß sie ein Österreich in ihre Mitte einlassen wollen, von dem sie glaubten, es habe bereut, das aber in Wahrheit noch nicht einmal besiegt ist. Aber sie hätten auch gemerkt, daß dieses Volk in seiner Mehrheit von einer Presse repräsentiert sei, die ihm eine Ausnahmstellung in allen sogenannten Belangen zuweist, und Kanada, das immer schon den Ruf hatte, von den europäischen Dingen enttäuscht zu sein und sich nach gewonnener Erkenntnis seitwärts in die Büsche zu schlagen, hätte vollends den Glauben an die Menschheit verloren und gefragt, ob denn Österreich außer der Tuberkulose noch immer die Habsburger habe und ob es denn noch immer Krieg führe, weil es noch immer glaube, lügen zu müssen. Ich hätte es belehrt, daß die Wilden auch dann bessere Menschen sind, wenn man sie nicht ausgerechnet mit christlichen Journalisten vergleicht, daß aber allerdings eine Tatsache vorliegt, zu deren Wirkung die Moral des Berufs kaum zugereicht hätte, ohne Sukkurs von jener neujesuitischen Denkungsart, die das schmutzigste Mittel durch den unreinsten Zweck zu heiligen glaubt. So dürfte denn dieser christliche Dreh eines der stärksten

Kunststücke sein die die Geschichte des Journalismus in Österreich aufzuweisen hat. Und ganz Österreich ist darin mit dem Absolutismus der Schamlosigkeit, die an sichtbarer Stelle und augenfällig einen politischen Sachverhalt zu richtet, gemildert durch die Hoffnung auf die Schlamperei, die es schon nicht bemerken wird. Die ungarischen Dokumente, die die Korruption dieser Presse erweisen, waren echt, nicht wiewohl, sondern weil einer gestanden hat, er hätte sie gefälscht. Dies österreichische Dokument, das auch die Dummheit dieser Presse erweist, ist nicht minder echt und nur sein Inhalt ist eine Fälschung, freilich eine, die sich erfrecht, die Grenzen der Dummheit weiter zu stecken als die des Landes, über dessen Zulassung zum Völkerbund jetzt entschieden wurde. Die Vertreter aller Staaten waren einig darüber, daß sie zu erfolgen habe, einig darin, daß hier ein vollständiger Wandel der Gesinnung eingetreten sei, nur daß die einen anerkannt haben müssen, er sei nach rechts, die andern, er sei nach links eingetreten. Wenn der Völkerbund sich vorbehalten hätte, vor der endgültigen Entscheidung den Bericht der Reichspost abzuwarten, wären wohl alle Staaten der Welt auch darin einig gewesen, daß er überhaupt nicht eingetreten sei, sondern daß in diesem Lande gefälscht und gelogen werde wie eh und je, und daß ein Österreich, das bis zum letzten Hauch einer Roßtäuschermoral unterworfen bleibt, nicht in den Völkerbund, sondern in ein Konzentrationslager gehört. Dann aber hätte er sich vielleicht zur Untersuchung der letzten Ursache des Ruins einer Kultur entschlossen, deren Aussatz eine europäische Gefahr, deren Aussetzung ein Interesse der Menschheit bedeutet. Dann hätte er sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß der Plan einer Beruhigung der Welt im luftleeren Raum gedacht ist, solange sie um das einzige ehrliche Kriegsziel, um den einzigen wahren Sieg betrogen bleibt, der erst die Befreiung von Habsburg krönt: die Befreiung von einer Presse, die, ob in jüdischer oder in christlicher Hand, an die Ehre der Welt greift!



## Die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit in Genf

### AN DIE FRAUEN UND MÜTTER DER WELT:

»Auf dem Internationalen Frauenkongreß in Zürich im Frühling 1919 legten die anwesenden Frauen aller Länder das eidesstattliche Gelöbniß ab, nie wieder durch Hilfeleistung irgendwelcher Art künftige Kriege zu unterstützen. Der allgemeine internationale Frauenstreik für den Kriegsfall wurde einstimmig beschlossen. Dieser Streik aber muß in allen Ländern von langer Hand vorbereitet werden, damit in der Stunde der Gefahr eine geschlossene Macht dasteht, an der der Wille kriegslüsterner Machthaber zuschanden wird.

An uns Frauen und Müttern, die wir durch das unsagbare Leid und Grausen des Weltkrieges gegangen sind, ist es, künftige Kriege im Keim zu erstickern. Krieg und Frieden liegt in unserer Hand, wenn wir einig sind. *Ohne unsern Willen, ohne unsere Bereitwilligkeit, stellvertretend Handel, Verkehr und Industrie aufrechtzuerhalten, können die Kanonen auf den Schlachtfeldern nicht eine Stunde lang ihr Todeswerk vollführen.*

Darum, ihr Frauen und Mütter aller Länder, verbindet euch durch eure Unterschrift zu dem weltumfassenden Gelöbniß und haltet es treu, wenn die Gefahr der Zeit es nötig machen sollte. Gleichgesinnte werden aufgefordert, folgendes zu unterschreiben: In Erkenntnis der ungeheuern Verantwortung für das Schicksal von Millionen und Abermillionen, die jede einzelne von uns trägt, erklären wir Frauen und Mütter durch unsere Unterschrift, daß uns Heiligkeit und Unantastbarkeit des Lebens oberstes Gesetz ist; daß wir damit alle organisierte Tötung als menschenunwürdig verwerfen, um in Zukunft nie wieder — sei es durch Geld, Propaganda oder Arbeit — dem Kriege noch dem Bürgerkriege Vorschub zu leisten.«

**VERLAG DER SCHRIFTEN VON KARL KRAUS (KURT WOLFF, MÜNCHEN)**

**Worte in Versen I—V**

**Ausgewählte Gedichte**

**Sprüche und Widersprüche** 3. Auflage

**Pro domo et mundo** 3. Auflage

**Nachts** 2. Auflage

**Sittlichkeit und Kriminalität** 3. Auflage im Druck

**Die chinesische Mauer** 4. Auflage

**Heine und die Folgen** 3. Auflage

**Nestroy und die Nachwelt**

**Weltgericht** 3. Auflage

Im Druck: **Die letzten Tage der Menschheit**

**Untergang der Welt durch schwarze Magie**

**VERLAG RICHARD LÁNYI, WIEN**

**Karl Kraus und sein Werk / Von Leopold Liegler**

27 Bogen Großoktav, auf holzfreiem Papier gedruckt, mit 5 Bildbeigaben  
und einer faksimilierten Satzkorrektur.

**In Berlin finden am 23., 24. und 28. Januar** (Meister-Saal  
und Klindworth-Scharwenka-Saal, 7 Uhr) **Vorlesungen statt.**

(Karten bei Bote & Bock und A. Wertheim)

**Die Zusendung** von Büchern, Zeitschriften, Einladungen, Aus-  
schnitten, Drucksachen, Manuskripten oder  
**brieflichen Mitteilungen irgendwelcher Art**

**ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Falle.  
Das etwa beigelegte Porto wird einem wohlthätigen Zwecke zugeführt.**

**ABONNEMENTS auf „DIE FACKEL“**

können infolge der fortgesetzt wachsenden Kosten der Herstellung nicht mehr  
übernommen werden, sondern nur gegen eine Mindestvorausbezahlung von  
K 50— (Mk. 30—) die Verpflichtung, jedes Heft nach Erscheinen sofort  
zu expedieren. Von dem vorausgezählten Betrage wird der Preis der in  
zwangloser Folge erscheinenden Hefte jeweils in Abzug gebracht werden und  
rechtzeitig, ehe das Guthaben aufgebraucht ist, eine Verständigung erfolgen.

Inhalt der vorigen dreifachen Nummer 554—556, November 1920:  
Klarstellung / Antwort an Rosa Luxemburg von einer Unsentimentalen /  
Eingedeutes / Notizen / Antworten des Herausgebers /  
Zeitgenossen / Post festum / Volkshymne (mit Vorwort)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus  
Druck von Jahoda & Siegel, Wien III., Hintere Zollamtsstr. 3